Band 885 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Kampfplatz der Bestien

Band 885 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Kampfplatz der Bestien

John Sinclair Nr. 885

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 20.06.1995

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Kampfplatz der Bestien

Wusch… wusch … wusch …

Das Geräusch der beiden sich bewegenden Scheibenwischer klang überlaut in der herrschenden Stille, aber der Fahrer hörte es nicht. Er saß wie angeleimt hinter dem Lenkrad, hatte den Oberkörper nach vorn gebeugt und starrte durch die breite Frontscheibe des Opel Frontera hinaus in die neblige Nacht, die von einem unerklärlichen, seltsamen und kalten Licht erhellt wurde. Dick Donovan begriff die Welt nicht mehr!

Er kam sich in seiner Lage lächerlich vor. Er, der Lehrer, wußte nicht mehr weiter. Wenn er jetzt vor seinen Schülern gestanden hätte, um eine Erklärung abzugeben, dann hätte er passen und sich mit den höhnisch grinsenden Gesichtern der Jungen und Mädchen zufrieden geben müssen. Aber es waren keine Schüler in der Nähe auf dieser einsamen Landstraße. Er war das einzige Lebewesen auf zwei Beinen, dazu geschützt durch die Karosserie des Frontera. Und doch war das Unheimliche geschehen.

Donovan hatte einige Male Angst in seinem Leben verspürt. Erst vor einigen Tagen noch, als ihn ein Autofahrer auf dem Motorway rücksichtslos überholt und dann geschnitten hatte. Doch diese Furcht, die jetzt in ihm nagte, war anders. Er konnte sie auch nicht so recht erklären, obwohl er nach Worten suchte.

Sie war wie ein kalter Ölstrom, der durch seine Adern floss und auch den letzten Winkel in seinem Körper erreichte. Es war die Furcht vor den Dingen, die ein Mensch weder begriff noch erklären konnte. Die Angst vor dem Unheimlichen, dem Neuen, vor etwas, das es wohl gab, über das man am besten aber nicht sprach, weil es sich in anderen Zeitregionen und Dimensionen verborgen hielt.

Die Furcht vor dem Jenseits.

Er kam sich vor, als läge er im Sterbezimmer einer Klinik, wo er auf den Tod wartete, der sich bereits in das Zimmer geschlichen hatte und wie ein grauer, knochiger Schatten am Fußende des Bettes stand und dem sterbenden Menschen die skelettierte Hand entgegenstreckte, um ihn in das *andere* Reich zu holen.

War dieses Licht das *andere* Reich? Oder gehörte es zumindest dazu? War es ein Teil dessen?

Da bauten sich die Fragen auf wie eine dicke Wand, und Dick Donovan sah keine Chance, sie irgendwo zu durchbrechen. Er mußte dieses verdammte Licht einfach akzeptieren, auch wenn es so urplötzlich erschienen war, als hätte es sich der Mond anders überlegt und seinen angestammten Platz am Himmel verlassen.

Der bleichgelbe Lichtkreis funkelte nicht. Er faserte an seinen Rändern auch nicht auseinander. Er stand einfach nur da, als wollte er die gesamte Straße absperren und noch darüber hinaus, denn mit seinen Rändern drang er ein in das Buschwerk rechts und links der schmalen Fahrbahn und übergoß auch diese Gewächse mit seinem gespenstisch bleichen Schleier. Dabei störte ihn der Nebel überhaupt nicht, denn er war in der Lage, ihn einfach zu ignorieren. Für ihn war er nicht vorhanden. Dieser Kreis stand da wie in klarer Luft.

Aber er war nicht gelb und blank, denn in seinem Innern zeichnete sich eine Figur ab, die beim besten willen nicht als Mensch angesehen werden konnte.

Es war ein Tier, vielleicht eine Bestie, die sich auf ihre Hinterbeine

gestellt und den Körper dabei in die Höhe gereckt hatte, wobei die Vorderpfoten weit in die Luft hineingriffen, als wollten sie irgendwann einmal die Wolken erreichen.

Auch die Gestalt rührte sich nicht. Sie stand lauernd innerhalb des Kreises, die Drohung und Bösartigkeit in Person, das perfekte Zerrbild eines Schauermärchens.

Märchen!

Plötzlich dachte auch der Lehrer Dick Donovan daran, vor sich ein Märchen zu sehen. Aber Märchen sind Geschichten, sie sind auf keinen Fall wahr; dieses Licht dagegen bildete er sich nicht ein. Es war eine Tatsache, und er hatte sogar den Eindruck, als hätte es ausschließlich auf ihn gewartet.

Eine runde Scheibe mit einer Bestie darin. Das Gebilde war dreidimensional. Gern hätte Dick Donovan dafür eine Erklärung gewußt.

Er spürte förmlich die andere Macht. Er konnte sich dem Licht nicht entziehen, er war ihm ausgesetzt, obwohl er im Auto saß.

Dunkelheit und Nebel waren zu Verbündeten geworden und nahmen Dick die Sicht.

Wusch… wusch… wusch…

Monoton bewegten sich die Wischer. Gegen die von innen beschlagenen Fenster half das natürlich nicht. Was tun?

Zum Glück schaffte Dick Donovan es, wieder einen klaren Gedanken zu fassen. Er ging davon aus, daß es für ihn gefährlich werden konnte, wenn er den Wagen jetzt startete und einfach auf das Licht zufuhr. Nein, das war nicht gut. Es wußte nicht, was passierte, wenn er hindurchrollte. War das überhaupt möglich?

Geschichten kamen ihm in den Sinn. Er hatte früher viele Fantasy- und Science-Fiction-Romane gelesen. Deshalb kannte er sich aus mit Dimensionstoren, die in andere Welten führten, aber auch mit den Besuchen von Außerirdischen.

Er runzelte die Stirn und erschrak zugleich. Sollte dieser helle Kreis etwa mit einem Außerirdischen zu tun haben? War er möglicherweise ein Raumschiff, eines, das bisher noch nicht mal identifiziert worden war? Eines, das einfach nur aus einer Scheibe bestand?

Vielleicht war es auch ein Ding, das sich verwandeln konnte. Das andere Formen annahm. Wer konnte denn schon sagen, wie die Bewohner anderer Planeten aussehen?

Niemand, alles war Spekulation.

Aber nicht bei mir, dachte Donovan. Nicht bei mir! Er wunderte sich darüber, daß er seine linke Hand bewegte und zum Schloß führte. Er drückte den roten Knopf.

Der erste Schritt war getan. Der Sicherheitsgurt gelöst und aufgerollt.

Und der zweite?

Donovan wußte genau, wie er aussehen würde. Er würde die Tür öffnen und aussteigen. Dabei wollte er das nicht, doch seine Neugierde war stärker. Oder gab es da noch eine andere Kraft, die ihn lenkte? Mit Bestimmtheit konnte er nichts sagen, und er würde sich auch nicht länger ins Bockshorn jagen lassen, nein, nicht er!

Deshalb öffnete er die Tür.

Kalte Luft erwischte seinen gesamten Körper. Dick schnupperte.

Er wollte wissen, ob sie anders roch. Vielleicht nach Elektrizität oder nach Ozon, aber davon war nichts zu spüren. Es war die kalte klebrige Nebelluft, die ihn umfing, als er sein Bein ausstreckte, über das Trittbrett hinwegglitt und sich dann neben dem Opel auf den Boden stellte.

Nichts war geschehen.

Nichts hatte sich in seiner Umgebung verändert, denn auch der Boden blieb, wie er war. Kein Zittern, kein Vibrieren, kein Rumoren in der Tiefe. Nur eben die absolute und unheimliche Stille, als wäre sie von Bäumen und Büschen eingefangen worden, um nie losgelassen zu werden.

Hätte es eine Chance gegeben, rechts oder links an der Lichtscheibe vorbeizufahren, Dick hätte sie wahrscheinlich genutzt. Aber das war nicht möglich, er hätte schon in einem Panzer sitzen müssen.

Und den Weg zurück zu seinem Schüler wollte er auch nicht mehr fahren. Außerdem zog es ihn nach vorn, und als er tief Atem holte, hatte er den Eindruck, die Luft trinken zu können.

Durch den Nebel hatte er die Entfernung zu der bleichen Scheibe nicht schätzen können. Sie konnte dreißig, zwanzig oder auch nur zehn Yards entfernt sein. Konnte er das Rätsel lösen?

Spürte er das große Zittern in sich? Das Beben? Die Furcht vor dem Tod? Er hatte so etwas gefühlt. Ungewöhnlicherweise war das jetzt verschwunden, und nur seine Neugierde war gewachsen.

Die graue Figur stand innerhalb der Scheibe wie gemalt. Donovan konzentrierte sich darauf, und dann, als er näher herangekommen war, stellte er fest, um wen es sich dabei handelte. Es war ein Wolf.

Der Schatten war ein Wolf!

Donovan saugte die Luft ein und schloß für einen Moment die Augen. Wieder schoß ihm eine Geschichte durch den Kopf, denn er dachte an den Mann im Mond.

Kinder erzählten sich oft davon. Sie sahen den alten Mann, der gebeugt das Holz auf dem Rücken schleppte. Aber sie hatten nie einen Wolf gesehen, der aufrecht auf seinen Hinterpfoten stand und den Kopf sowie die Schnauze in den Himmel reckte.

Das aber sah er!

In seiner Kehle hatte sich der Schleim festgesetzt. Er spürte hinter der Stirn den Druck des Blutes, das sich erwärmt hatte. Er fror nicht mehr,

diesmal war ihm der Schweiß aus den Poren gedrungen, und er merkte, wie er ihm in schmalen Bächen von der Stirn her abwärts lief.

Seine Schritte wurden langsamer. Zögernder. Das Licht, nein, die Scheibe blendete ihn. Er glaubte, daß Teile der Helligkeit in seinen Kopf eindrangen und seine eigene Gedankenwelt übernehmen wollte. Die Kälte klebte nur mehr auf seinem Rücken, an den anderen Körperteilen war sie bereits verschwunden, und seine sowieso schon trägen Bewegungen wurden noch langsamer und stoppten plötzlich, als er sah, was sich in der Scheibe abspielte.

Dort bewegte sich das Tier!

Der Atem kratzte in Donovans Hals. Er fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen. Für einen Moment schwankte die Scheibe hin und her, und der Lehrer wischte über seine Augen, überzeugt davon, sich selbst ein Trugbild geschaffen zu haben.

Es war keine Einbildung gewesen.

Das Tier lebte.

Der Wolf hatte seine Lage verändert und stand jetzt auf allen vieren innerhalb der Scheibe. Aber hinter ihm, wo es eigentlich klar und hell sein mußte, zeigte sich das Gesicht einer Frau.

Donovan sah es schattenhaft, dennoch sehr klar, und er hatte den Eindruck, daß dieses Gesicht nur ihn anstarrte, nichts und niemanden sonst in seiner Umgebung.

Nur ihn… ihn!

Er hielt den Atem an. Plötzlich wollte er nicht mehr weiter, denn er hörte etwas, das ihm eine derartige Angst einjagte, daß er sich am liebsten in einer Höhle verkrochen hätte.

Es war das Heulen mehrerer Wölfe!

Dick Donovan blieb auf der Stelle stehen, als läge vor ihm eine Markierung am Boden, die er auf keinen Fall überschreiten durfte.

Nur nicht weitergehen, keinen noch so winzigen Schritt nach vorn tun, dann war alles vergebens.

Das war die Schwelle vom Leben in den Tod. Das genau hatte er alles nicht gewußt, aber seine Psyche war nicht mehr in der Lage, Furcht zu empfinden, weil das Heulen in seiner nebligen Umgebung alles andere überdeckte.

Schaurige Klänge wehten durch den Nebel, als wollten sie all den Dingen nachtrauern, die längst im Jenseits verschwunden waren.

Ein fürchterliches Heulen, wie er es noch nie gehört hatte, und Donovan wußte auch nicht, aus welcher Richtung diese heulenden Schreie ihn erreichten. Das war einfach nicht festzustellen, sie waren überall vorhanden, rechts, links, vorn und hinten.

Überall…

Dick drehte sich auf der Stelle, denn er wollte sehen, ob sich in seiner Nähe jemand verborgen hielt. Irgendwo mußten die Bestien doch

schließlich stecken, deren Heulen er gehört hatte.
Sie waren nicht da. Sie hatten sich verkrochen und waren nicht mehr zu sehen, denn der Nebel war wie ein Vorhang, der das Unheimliche vor den Blicken anderer schützte.
Aber trotzdem kamen sie näher. Dick hörte das lauter werdende Heulen. Sekunden später kam er sich wie eingekesselt vor. Wie ein einsamer Cowboy in seinem Blockhaus, um das herum die heulenden Apachen ritten. Das Heulen ließ sich als Vorfreude auf den Skalp interpretieren.
Furcht preßte seinen Magen zusammen. Er hatte plötzlich den Wunsch, sich übergeben zu wollen. Etwas stieg ihm die Kehle hoch, und zugleich trieb ihm die Furcht den kalten Schweiß auf die Stirn.
Dick Donovan drehte sich um.
Ein Geräusch.
Rechts von ihm.
Das leise Knacken eines Zweigs. Furchtbar anzuhören in seiner Situation, obwohl dieses Geräusch im Prinzip so normal war.
Diesmal drückte es die Furcht noch höher.
Er starrte in das Gebüsch. Bewegte es sich, bewegte es sich nicht?
Dahinter oder darin, da mußten sie lauern.
Und dann sah er ihn.
Zum erstenmal erschien die Bestie frei und offen. Aber es war nicht der Wolf aus dem Lichtkreis, es war ein anderer, es war jemand, der beinahe aussah wie ein Mensch.
Und doch war er ein Tier.
Nein, er war beides – Mensch und Tier. Eine verfluchte Mutation, wie er wußte, weil er die entsprechenden Filme gesehen und auch die Romane gelesen hat.
Doch das hier war nicht der böse Jack Nicholson, das war kein Schauspieler, diese Gestalt war echt und klar. Sie lebte und nahm von ihm keine Notiz.
Sie war voll und ganz auf die helle Scheibe konzentriert, wobei der Lehrer einen Blick in die Augen des anderen erhaschen konnte und sogar das kalte Funkeln darin sah.
Böse Augen, voller Mordgier.
Aber nicht für ihn, und so gelang es Dick, den Unhold weiter zu beobachten.
Er ging nicht, er trottete. Es war ein schwerfälliger Gang, der ihn voranbrachte. Den Kopf hielt er nach vorn gestreckt, der Oberkörper war gesenkt, die Schnauze stand offen. Von der Seite her sah der Lehrer sogar die Zähne blitzen, und über seinen Rücken rann ein Schauer wie nach einer Eisdusche.
Der Werwolf bewegte sich auf die Scheibe zu. Seine Arme hingen zu beiden Seiten des Körpers hinab, sie schwenkten hin und her, wobei

sich die Pranken mal öffneten und dann wieder schlossen. Es war ein grausames Spiel, erfunden für diese furchtbare Marionette, die den Menschen nicht beachtete.

Gebannt schaute Donovan zu.

Wie weit sich der Wolf seinem Ziel schon genähert hatte, sah er nicht, aber es dauerte nicht lange, da flimmerten seine Umrisse für einen Moment auf.

Das war genau der Augenblick gewesen, als er mit der hellen Scheibe den Kontakt bekommen hatte.

In dem Licht bewegte sich die graue Gestalt zur Seite hin, aber auch im Hintergrund blieb die Frau nicht ruhig.

War sie überhaupt eine Frau und eine zweite Person? Oder gehörten sie und der Wolf zusammen?

Es war schwer für Dick, dies zu erkennen, nur hatte er plötzlich den Eindruck, als wären der Wolfkörper und die Frau dahinter zu einer Person zusammengeschmolzen, und nur noch der zweite Werwolf stand außen vor und wartete.

Im Licht oder draußen?

Dick wußte es nicht genau. Er wollte es auch nicht nachkontrollieren, denn zu nahe konnte er sich an das helle Gebilde einfach nicht herantrauen.

Und dann hörte er wieder ein Geräusch.

Diesmal kein Heulen oder Jaulen, es waren Laute, mit denen er nicht zurechtkam. Über ihm erklangen sie auf, und sie hörten sich an, als wäre jemand dabei, mit nassen Lappen durch die Luft zu schlagen, wobei es auch die Schwingen oder Flügel eines gewaltigen Vogels sein konnten, eines Adlers, zum Beispiel.

Kam noch ein Vogel hinzu?

Der Lehrer begriff nichts mehr. Er wollte der Ursache des Geräuschs auf den Grund gehen, drehte sich abermals und schaute gleichzeitig in den grauen Nebel über sich.

Genau in diesem Moment flog etwas Großes, Dunkles über seinen Kopf hinweg. Düsterer als Nebel, sehr breit, weil dieses Wesen seine Schwingen voll ausgefahren hatte und Kurs auf die Lichtscheibe nahm.

Dick Donovan schaute dem Wesen nach. Eine Stimme in seinem Innern machte ihm klar, daß es sich dabei nicht um einen Vogel handelte. Vögel sahen anders aus. Auch wenn der Nebel die Perspektiven verzerrte, das war kein Vogel.

Er flog auf die Scheibe zu. Schneller jetzt, er ruderte regelrecht mit seinen Schwingen, hatte die Scheibe erreicht und flog direkt in sein Verderben.

War es ein schriller, sirenenhafter und schmerzerfüllter Schrei, den Dick hörte, oder hatte er sich dieses schreckliche Geräusch einfach nur eingebildet?

Es mußte ein Schrei gewesen sein, und zwar der Schrei der Kreatur, die gegen und vielleicht auch in die Scheibe geflogen war, die nun mit ihrer gesamten Kraft zurückschlug und dem einsamen Beobachter ein Schauspiel bot, das er nie vergessen würde.

Im Nu stand das fliegende Wesen in Flammen.

Es war ein schaurig-schöner Anblick, denn das Feuer strahlte keinen Rauch aus, es war nicht heiß, und es war dabei, auf eine besondere Art und Weise zu brennen.

Es hatte zunächst nur die äußeren Ränder der Schwingen erfaßt.

Dort glühte es in roten, blauen und gelben Farben. Ein Feuer, das nicht von dieser Welt zu stammen schien, wie auch die Lichtscheibe.

Trotz des Nebels hatte Dick gesehen, wie es beim Kontakt mit der Scheibe zurückgestoßen worden war. Dabei war es noch einmal in die Höhe gedriftet, und es bewegte seine glühenden Schwingen heftig und auch schon taumelig hin und her.

Plötzlich sackte es ab.

Und während es fiel, löste es sich auf. Wie glühende Lappen wurden die einzelnen Teile in alle Richtung hin geweht. Sie fielen zwischen die Sträucher, sie landeten auf dem Boden, wo sie mit zischenden Geräuschen verglühten.

Dick Donovan verstand die Welt nicht mehr. Er schaute nach vorn und war trotzdem nicht in der Lage, etwas zu sehen. Die Umgebung war für ihn eine andere geworden. Nichts mehr konnte ihn… konnte ihn …

Seine Gedanken brachen ab.

Die Scheibe war verschwunden!

Sie hatte sich aufgelöst oder war mit einer für das menschliche Auge nicht zu verfolgenden Geschwindigkeit in den Nebel eingetaucht. Mit einem Menschwolf als Beute, einer Bestie im Innern, und einem ungewöhnlichen Frauengesicht.

Wie paßte das zusammen?

Dick Donovan war nicht in der Lage, darauf eine Antwort zu geben. Er fühlte sich hilflos und zugleich ausgeliefert…

Erst als er wieder in seinem Frontera saß, arbeitete sein Inneres wieder normal. Er konnte jetzt endlich rekapitulieren und darüber nachdenken, was ihm widerfahren war.

Hatte er einen Traum erlebt, einen Alptraum, wie er nur äußerst selten vorkam? Etwas, das aus den Tiefen seines Unterbewusstseins in die Höhe gestiegen war, weil es dort schon lange gelauert hatte?

Nein, das alles stimmte nicht. Donovan wußte genau, was geschehen war, aber er wollte es nicht wahrhaben, weil es einfach zu unglaublich war. So etwas konnte er keinem Menschen erzählen. Jeder hätte ihn ausgelacht und ihn als einen Wahnsinnigen bezeichnet, der sich irgend etwas eingebildet hatte.

Eine helle Scheibe, die auf dem Weg stand. In dessen Zentrum sich eine Wolfsgestalt abgehoben hatte und zugleich das Gesicht einer Frau.

Nur war das nicht alles gewesen. Er hatte einen zweiten Wolf als lebendiges Wesen gesehen und nicht als einen Schattenriss. Und dieser Wolf war tatsächlich in den hellen Kreis hineingetreten.

Und dann war ein riesiger dunkler Vogel gekommen. Einfach so, unglaublich. Eine Gestalt mit weiten Schwingen, an einen Urzeitvogel erinnernd. Er war auf die Scheibe zugeschwebt und verglüht.

Nicht in einem normalen Feuer. Da war kein Rauch zu sehen gewesen, nur eben die Asche, die nach unten gefallen war.

Staub…

Der Lehrer hörte sich lachen. Wieder dachte er an seine Schüler. So etwas hätte er ihnen als Märchen erzählen, aber nicht als Realität verkaufen können.

Donovan startete noch nicht. Auf dem Sitz drehte er sich um und schaute nach draußen. Er war noch immer ängstlich. Wo *ein* Wolf gewesen war, konnte durchaus ein *zweiter* lauern. Alles war möglich in dieser verwunschenen und unheimlichen Gegend.

Man ließ ihn in Ruhe. Den Nebel konnte er beim besten Willen nicht als Angreifer einstufen. Allmählich drückte sich auch die Furcht zurück, das Gewesene geriet etwas in Vergessenheit, und Donovan stellte fest, daß die Neugierde bei ihm die Oberhand gewann. Er faßte sogar einen Plan und wollte den Wagen verlassen, um dort nachzuschauen, wo alles passiert war. Vielleicht hatte die Scheibe etwas hinterlassen, das er als einen Beweis sichern konnte.

Dieser Vorgang war nicht nur ein Fall für ihn allein, es war vor allen Dingen einer für die Polizei, denn er mußte seine Aussage machen.

Die Frage war nur, ob man ihm glauben würde. Er stellte diesen Vorsatz zunächst einmal zurück, um ihn zu überdenken, dann öffnete er behutsam die Tür und stieg aus, als wäre er ein Fremder in seinem eigenen Fahrzeug. So behutsam und vorsichtig.

Der Weg vor ihm war frei. Es gab keine Lichtscheibe mehr, er sah auch keinen Wolf, hörte weder ein Heulen noch ein Knurren, und der normale Mond würde auch sicherlich weiterhin normal am Himmel stehen und leuchten, auch wenn er ihn wegen des Nebels nicht sah. Nebel, Dunst – kalte Tücher, die flossen und quollen. Sie umgaben den einsamen Mann bei jedem Schritt. Dick hatte seine Blicke zu Boden gerichtet, schon jetzt suchte er nach irgendwelchen Hinterlassenschaften, fand nichts und blieb dann dort stehen, wo er glaubte, die Scheibe gesehen zu haben.

Er bückte sich.

Das Restlicht der Opel-Scheinwerfer erfassten ihn soeben noch und machten die Umgebung milchig. Auf der schmalen Straße war nichts

zu sehen, die Scheibe hatte kein Indiz hinterlassen. Kein Einschnitt, keine Spur, einfach nichts.

Er fand aber trotzdem etwas, als er seine rechte Hand über den Boden gleiten ließ.

Ein dunkles, schmieriges Zeug, das feucht an seinen Fingern klebte. Er runzelte die Stirn, holte mit der anderen Hand ein Feuerzeug hervor und leuchtete seine Rechte an.

Dort klebte das Zeug, das auch auf dem Boden lag. Es mußte die Asche des seltsamen Vogels sein, der bei der Berührung der hellen Scheibe verglüht war.

Vogel…

Nein, das war er nicht gewesen. Dick ging davon aus, eine Mutation gesehen zu haben. Die Mutation einer bestimmten Art, denn wenn er normal und emotionslos darüber nachdachte, dann hatte er schlicht und einfach eine Fledermaus gesehen. Eine überdimensionale.

Ja, so war es.

Plötzlich rastete während seiner Überlegungen etwas ein. Es war zwar nicht logisch und wirklichkeitsnah, aber er ging davon aus, daß er einen Vampir entdeckt hatte.

Zuerst einen Wolf, einen Werwolf möglicherweise, dann einen Vampir. Sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, das aber nicht so gemeint war. Er hätte schreien können, auch fluchen. Ein Werwolf, ein Vampir, was gab es da für eine Steigerung?

Höchstens – ja, ein Zombie.

Als ihn dieser Gedanke erreichte, fing er an zu frieren, was nicht an der Witterung lag. Er spürte den Schauer und die Gänsehaut auf seinem Körper, die Augen brannten vom langen Starren, und mit einer sehr langsamen Bewegung drehte er sich um.

Die Schritte waren schleppend, als er zu seinem Auto zurückkehrte. Durch seinen Kopf tickten die Gedanken.

Werwolf, Vampir, Zombie…

Immer und immer wieder beschäftigte er sich damit, obwohl die dritte Schreckensgestalt bisher nur in seiner Phantasie existierte. Donovan hoffte, daß es auch so blieb. Ein drittes Monster hätte er nicht mehr ertragen.

Er öffnete die Fahrertür, wollte einsteigen, hielt aber inne, weil es die Stimme der Nacht nicht mehr gab. In der Ferne war der Laut zu hören, unheimlich und furchteinflößend.

Ein klagendes Heulen, das auch die Nebelschleier nicht aufhalten konnten und bei Dick Donovan wieder für einen dicken Hals und Herzklopfen sorgte.

Rasch stieg er ein und zog die Wagentür zu. Verdammt, dachte er, sie sind noch da. Sie sind noch da…

Dann fuhr er weg. Viel zu schnell wegen des Nebels, aber das war

ihm egal…

***

Wir konnten Tracy Ralston nur dankbar sein, daß sie sich an die Worte ihres Mannes erinnert hatte, als dieser noch normal gewesen war. Das war nicht mehr der Fall. In seiner Wohnung hatte er sich in einen Werwolf verwandelt und hatte es auch geschafft, sie zu verlassen. Jetzt war er untergetaucht, den Nebel als Schutz, und er würde ihn zu einem Phantom machen.

Werwölfe in London!

Eine schreckliche Vorstellung, die sich jetzt allerdings abschwächte, da wir ungefähr wußten, wo wir die Spur wieder aufnehmen konnten. Nicht in London, sondern weiter westlich in der Provinz Dorset, wo es einen Dorset Park gab, von dem Dorian Ralston vor seiner Verwandlung gesprochen hatte.

So genau stimmte das auch nicht. Nach unserem Besuch bei Tracy Ralston waren wir zurück in unser Büro auf vier Rädern gekrochen, um herauszufinden, ob es in der Provinz Dorset einen Park gab.

Park war nicht der richtige Begriff. Es fehlte noch ein Wort dazwischen, wie wir anhand von Spezialkarten herausfanden. Der richtige Begriff hieß Dorset National Park. Ein geschütztes Gebiet also, das nur von Menschen betreten werden durfte, die dazu die Erlaubnis hatten.

»Das ist es doch«, sagte Suko zu mir und schaute mich an. »Ein einsamer Flecken Erde, eine ideale Brutstätte für Werwölfe. Ein Ort, von dem aus sie agieren und dabei sicher sein können, daß man sie so leicht nicht findet. Was sagst du?«

Ich nickte nur. Meine Gedanken waren woanders. Ich dachte daran, daß wir es mit fünf dieser Kreaturen zu tun bekommen würden, denn einen Werwolf, Bill Jackson, hatten wir indirekt vernichten können. Er war verbrannt worden, als sein Wagen Feuer fing, wobei er sich noch in der Verwandlung befunden hatte. Und hinter diesem Schrecken lauerte eine Person namens Morgana Layton. Nicht genug damit, wir hatten auch noch eine Riesenfledermaus erledigen müssen, die vorgehabt hatte, den Werwolf zu vernichten. Diese Tatsache ließ darauf schließen, dass sich Werwölfe und Vampire gegenseitig jagten oder, auf einen kleinen Nenner reduziert, Morgana Layton und Will Mallmann, alias Dracula II.

»Ich brauche einen Kaffee«, sagte ich. »Ist Glenda noch im Büro?«

»Nein. Aber ich werde welchen kochen.«

»Bring mir eine Tasse mit.«

»Mach ich.«

Im Vorzimmer kam es mir kalt vor, obwohl die Heizung lief. Es mochte daran liegen, daß ich Glenda Perkins vermisste, diese quirlige

Person, die den Raum mit Leben erfüllte und ihm etwas von dieser Nüchternheit nahm, die auch der Bildschirm ausstrahlte, der mich wie ein kantiges großes Auge anglotzte.

Ich wußte, wo Glenda den Kaffee aufbewahrte. Wasser holte ich aus einer kleinen Küche im Flur, gab Pulver für vier Tassen in ein Filter und stellte die Maschine an..

Meine Gedanken drehten sich um die nahe Zukunft, die wir, da war ich mir sicher, bestimmt nicht in London verbringen würden.

Der Weg würde uns nach Dorset führen, hinein in die Einsamkeit und in die neblige Provinz. Von London aus keine zu große Entfernung bei normalem Wetter, bei Nebel schon, und wir würden sehr früh losfahren müssen, um gegen Nachmittag des nächsten Tages am Ziel zu sein.

Durch die offene Tür sah ich, daß Suko dabei war, sich Notizen zu machen. Abgelenkt wurde ich, als sich die normale Tür zum Flur hin öffnete. Sir James betrat das Büro. »Guten Abend«, grüßte er. Ich gab den Gruß zurück. Der Superintendent schaute auf die Kaffeemaschine, lächelte knapp und legte seinen Mantel ab. »Man hört so einiges, aber es ist mir nicht genug«, sagte er. »Wie hat sich der Fall entwickelt?«

»Es geht voran«, erwiderte ich und baute zwei Tassen nebst Untertassen vor der Maschine auf.

»Und wie geht es voran?«

»Die Spur weist nach Dorset, Sir.«

»Aha.«

Wenn unser Chef so sprach, dann wußte ich, daß er mehr hören wollte, und diesen Wunsch erfüllte ich ihm, während Suko in der offenen Tür zu unserem Büro stehen blieb und zuhörte. Ich schlug einen weiten Bogen und fing mit Morgana Laytons erstem Erscheinen vor einigen Wochen an, als ihre Wölfe die Gäste eines Striplokals überfallen hatten. Es hatte sechs Verletzte gegeben, mit Wunden, die eigentlich keine waren, denn an den Bissstellen hatte sich kein Blut gezeigt, da war äußerlich kein Fleisch zerrissen worden, sie hatten sich nur mit einem ungewöhnlich kalten Licht gefüllt, das mich an Mondlicht erinnert hatte. Und tatsächlich war uns auch Morgana Layton inmitten einer hellen Scheibe erschienen, die vor dem Fenster des Krankenzimmers geschwebt hatte.

Erst Wochen später war die Saat richtig aufgeblüht. Da hatten sich die Männer genau an den Stellen verändert, an denen sie gebissen worden waren. Dort war ihnen das Fell gewachsen, die erste Vorstufe zur Verwandlung in eine Bestie.

Und jetzt?

Der gleiche Gedanke beschäftigte auch Sir James, nur formulierte er ihn zu einer Frage. »Glauben Sie daran, daß es alle Verletzten erwischt hat und sie von nun an als Mutation durch die Nacht laufen?«

»Alle, bis auf einen. Jackson ist verbrannt.«
»Ja. Und dann war da noch die Fledermaus, wie sie ja berichtet haben, John.«
»Ein Vampir, Sir.«
Sir James strich über sein Kinn. »Er war dem Werwolf wohl nicht eben freundlich gesonnen. Wahrscheinlich wollte er ihn töten, wie auch immer. Doch nicht auf eigene Rechnung, denke ich.«
»Sie denken richtig, Sir. Suko und ich rechnen damit, daß Mallmann sich indirekt eingemischt hat. Er kann es wohl nicht vertragen, daß ihm, wie auch immer, eine gewisse Morgana Layton in die Quere kommt. Die genauen Zusammenhänge müssen wir noch herausfinden. Bisher können wir uns nur an Vermutungen halten.«
»Das scheint mir auch so.«
Von der Tür her meldete sich Suko. »Es steht außer Frage, Sir, daß wir in die Provinz Dorset müssen. Genauer gesagt: in den Dorset National Park. Dort können wir sie dann finden.«
»Stimmt.«
»Wir werden früh fahren, Sir.«
»Und wann?«
»Was denkst du?« fragte mich Suko. »Sollen wir uns schon jetzt auf den Weg machen? Dann sind wir aus London raus und können unterwegs irgendwo übernachten.«
Damit war ich einverstanden. Auch unser Chef nickte. »Bei diesem Wetter ist es wohl das Beste. Wir können uns nur die Daumen drücken, daß sich diese Spur nicht als Irrtum erweist und der Schrecken sich nicht weiterhin in London abspielt.«
»Da sagen Sie was, Sir.«
Der Superintendent griff nach seinem Mantel. Dabei schaute er durch das Fenster. »Da werde ich mal sehen, daß ich in meinen Club komme. Falls noch etwas passieren sollte, können Sie mich dort erreichen.«
»Die ganze Nacht über?«
Sir James nickte mir zu. »Ja. Wie Sie wissen, haben wir dort auch kleine Zimmer. Ihnen wünsche ich viel Glück. Oder uns allen, denn Werwolfe, in London oder wo auch immer, müssen vernichtet werden.«
Dann ging er, und ich kam endlich dazu, die beiden Tassen mit Kaffee zu füllen. Ich trug sie in unser Büro und stellte sie auf dem Schreibtisch ab.
Dann irritierte mich Sukos Lachen. »Hast du was?«
»Im Prinzip nicht. Ich frage mich nur, ob unser Chef auch so etwas wie ein Privatleben hat?«
Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung.«
»Es kann doch nicht nur immer seinen Club geben.«
Ich probierte den Kaffee und fand, daß er nicht so gut schmeckte, als

hätte Glenda ihn gekocht. Suko telefonierte derweil mit Shao, um ihr zu erklären, daß wir die folgende Nacht außerhäusig verbringen würden. So etwas war Shao gewohnt.

Ich blickte gegen das Fenster.

Dahinter lag die graue Wand wie pappiger Kunststoff. Ein Wetter, bei dem man am besten in der Wohnung oder im Haus blieb. Leider war uns das nicht vergönnt.

***

»Du kommst aber spät«, sagte Sally Pickford, als Dick seine Jacke an den Haken hängte und die Tasche abgestellt hatte.

»Ich weiß«, erwiderte er, während er sich die Schuhe auszog.

Dann richtete er sich auf und sah seine Partnerin neben der nach oben führenden Treppe stehen, umschmeichelt vom warmen Licht einer aus Glasstücken zusammengebastelten Deckenleuchte, die Sally selbst hergestellt hatte. Sie war eine wunderbare Frau, ruhig und ausgeglichen. Handwerklich sehr begabt, zum Beispiel eine gute Töpferin. An einem Abend in der Woche gab sie anderen Frauen aus den umliegenden Dörfern Unterricht. Manche ihrer Arbeiten verkaufte sie auch an Touristen, was aber nicht mehr als ein Taschengeld einbrachte.

Sally war schlank, eine Mädchenfrau. Das schmale Gesicht sah durch das zurückgekämmte, blonde Haar noch schmaler aus. Im Nacken band sie es oft zu einem Pferdeschwanz zusammen, ansonsten floss es weit bis über die Schultern. Feingeschwungene Augenbrauen und ein ebenfalls weicher Mund gaben dem Gesicht auch weiterhin etwas Mädchenhaftes, und der Lehrer mußte sich eingestehen, daß es gerade dieser Liebreiz war, der ihn so stark an Sally band.

Sie war jetzt sechsundzwanzig, doch sie hätte auch für fünf Jahre jünger durchgehen können, und sie war sehr sensibel, denn aus ihren graublauen Augen schaute sie den Lehrer skeptisch an.

Dick versuchte zu lächeln. Es gelang ihm nicht ganz. Er fragte trotzdem: »Ist was?«

»Nicht mit mir, Dick. Ich will dich ja nicht drängen und möchte auch nicht hinter dir herschnüffeln, aber du kommst mir anders vor. Als wäre etwas passiert.«

Dick überlegte. Er entschloss sich, Sally noch keine konkrete Antwort zu geben und bat sie, doch in den Wohnraum zu gehen, weil er sich noch die Hände waschen wollte. »Wenn du so lieb bist, kannst du mir einen doppelten Whisky einschenken.«

»Hast du ihn nötig?«

Donovan war schon auf dem Weg zum Bad. Er blieb noch einmal stehen und nickte.

»Gut.«

Er war froh, daß Sally keine weiteren Fragen gestellt hatte. Im unteren Bad, es war klein und beinahe eigentlich nur eine Dusche und ein Waschbecken, schaute er sich im Spiegel an, während er Wasser über seine Hände laufen ließ.

Was er sah, gefiel ihm nicht. Er meinte nicht sein dunkles Haar und den Schweiß auf der Haut, der um seinen braunen Bart herum schimmerte, es war der Ausdruck in den Augen, der ihm nicht gefiel. Sie schauten längst nicht mehr so klar wie sonst. Der Blick flackerte, als wäre er dabei, jeden Augenblick wieder die Erinnerung an das kurz zurückliegende Geschehen offen zulegen.

Er seifte sich die Hände ein, spülte den Schaum ab und griff nach einem Handtuch. Dick wußte nicht, wie Sally reagierte, wenn er ihr von seinem Erlebnis berichtete. Auslachen würde sie ihn nicht, dazu war sie einfach nicht der Typ, eine gewisse Skepsis allerdings würde sie schon an den Tag legen, was auch legitim war, wie er fand, denn er hätte nicht anders gehandelt.

Jedenfalls mußten sie gemeinsam besprechen, wie es weitergehen sollte, und Sally Pickford war ein Mensch, der oft genug gute Ideen mitbrachte.

Sie hatte die Tür zum Wohnraum offen gelassen, und die Wärme eines prasselnden Kaminfeuers strömte dem Eintretenden entgegen.

Ihm kam es vor, als hätte er eine andere Welt betreten. Draußen der kalte, feuchte Nebel, im Zimmer die wunderbare Wärme, die gewebten, bunten Teppiche auf dem Boden, die wuchtigen Möbel im Landhaus-Still, deren Polster farbige Muster zeigten, die aussahen wie Herbstlaub und auch in den entsprechenden Farben schimmerten, wenn auch nicht glänzend.

Das wuchtige Regal stand an der Steinwand. Zwischen den vielen Büchern standen die Glotze und die Musikanlage.

Aus den Lautsprechern drangen weiche Melodien. Klassik, ein wenig verpoppt. Als Hintergrundmusik angenehm.

Auf dem Tisch standen die Flasche und das Glas. Im Glas schimmerte der Whisky so weich wie das Licht, das aus verschiedenen Quellen in den Raum strömte. Bunte, von Sally selbst hergestellte Lampen sorgten für diese Atmosphäre. Sie schloß auch die kleinen Sprossenfenster mit ein, von denen die Christbaumlichter reflektiert wurden.

Eine heimelige Welt, für deren Erstellung beide sehr geschuftet hatten, denn das alte Haus war von Grund auf renoviert worden, ohne ihm jedoch den eigentlichen Charme genommen zu haben. Ermöglicht hatte ihnen dies eine kleine Erbschaft, die auf Dicks Konto gutgeschrieben worden war.

Er ließ sich in einen Sessel fallen, streckte die Beine aus, schloß für einen Moment die Augen, lauschte der Musik und dachte daran, daß

alles nicht wahr sein konnte, was er erlebt hatte.
Sally ließ ihn in Ruhe. Erst als er getrunken und sie auch von ihrem Tee genippt hatte, stellte sie eine Frage. »Was also ist geschehen?«
Dick schaute sie an. Wie immer trug sie blaue Jeans und einen grauen Pullover. »Ob du mir das alles abnimmst?«
»Du kannst es ja versuchen.«
»Versuchen ist gut«, sagte er und verzog die Lippen, um gleich darauf den Kopf zu schütteln. »Ich werde mit einer Frage beginnen, aber lach mich bitte nicht aus.«
»Nein, nein…«
»Sally, glaubst du, daß es Vampire und Werwölfe in der Wirklichkeit gibt?«
Sally schwieg. Sie lachte ihn auch nicht aus, sie runzelte nur die Stirn. Dann kam sie auf seinen Beruf zu sprechen und war der Meinung, daß irgendwelche Schüler ihm davon erzählt hatten.
»Nein, Sally, so ist es nicht. Du hast richtig gehört, *ich* habe diese Begegnung gehabt.«
»Mit einem Vampir?«
»Und einem Werwolf«, bestätigte er.
»Jetzt brauche ich auch einen Drink.« Sie stand auf und holte sich ein Glas. Inzwischen hatte ihr Dick schon die Flasche rübergeschoben und darüber nachgedacht, wie er ihr seine Erlebnisse am besten beibringen sollte. Er wollte nichts übertreiben, er würde versuchen, so cool wie möglich zu sprechen, das war am besten.
»Ich höre, Dick.«
Und sie hörte tatsächlich sehr genau zu. Sally unterbrach ihren Partner mit keinem Wort. Erst als er seinen Bericht beendet hatte, atmete sie tief durch, leerte ihr Glas und schaute ins Leere.
»Du lachst nicht?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Weil ich dir glaube.«
Dick Donovan schluckte. Er wußte nicht, was er sagen sollte, er konnte auch nicht sprechen, weil er sich zunächst die Kehle frei räuspern mußte. Dann fragte er: »Wie kommt es denn, daß du mir glaubst und mich nicht auslachst?« Er trank die letzten Tropfen aus dem Glas. »Jede andere hätte mich für verrückt erklärt und…«
»Du bist nicht der erste, Dick.«
»Wie?«
»Es gibt auch andere, die diese seltsame Scheibe gesehen haben. Und die Menschen haben auch das unheimliche Heulen gehört. Sie erzählten sich von irgendwelchen großen Schatten oder Vögeln, die durch die Luft flogen und sie hatten für beides keine Erklärung. Nicht für die Schatten, und auch nicht für das infernalische Heulen.«

Dick nahm es hin und wunderte sich dabei über seine eigene Ruhe.
»Du aber hast weder etwas gesehen noch gehört, nehme ich an.«
»Richtig.«
»Woher weißt du denn Bescheid?«
»Ich war noch bei Mrs. Orson, um ihr Material zu bringen. Sie war aber nicht allein, hatte Besuch von anderen Frauen aus dem Ort bekommen, und man sprach darüber.«
»Scheiße!« murmelte Dick. »Was sollen wir tun?«
»Die Polizei alarmieren?« Donovan lächelte kantig. »Wenn du Polizist wärst – würdest du das glauben? Außerdem haben wir hier in Fieldham keinen Konstabler, der uns hätte weiterhelfen können. Nein, nein, die Polizei hat hier nichts zu suchen, das müssen wir schon allein durchstehen.«
»Was nicht einfach sein wird.«
»Glaube ich auch.«
»Werwölfe und Vampire.« Sally schüttelte den Kopf. »So recht glauben kann ich es noch immer nicht, aber ich fühle jetzt, wie auch die anderen Frauen gefühlt haben.«
»Und was fühlst du?«
»Eine Furcht vor der Nacht.« Dick schwieg. Er hatte es gegenüber seiner Partnerin nicht zugeben wollen, aber auch er war soweit, daß er sich vor der normalen Nacht fürchtete, denn Vampire und Werwölfe waren Geschöpfe der Nacht. »Was sollen wir tun?« fragte Sally. »Die nächste Nacht kommt bestimmt.«
»Keine Ahnung. Was tun die anderen?«
»Nichts. Sie vergraben sich in ihren Häusern und Wohnungen. Es wird sich kaum jemand trauen, das Haus zu verlassen. Man rechnet damit, daß die Wölfe durch den Ort streifen werden, auf der Suche nach Nahrung.«
»Wölfe, hast du gesagt?«
»Ja, warum?«
»Nicht Werwölfe?«
»Nein, davon hat auch keine der Frauen gesprochen. Ebenso wenig wie von Vampiren.«
»Sie wissen also nicht Bescheid.« Sally Pickford gab zunächst keine Antwort. Dann sagte sie mit leiser Stimme: »Und du bist dir hundertprozentig sicher, Vampire und Werwölfe gesehen zu haben?«
»Wenn ich es dir sage. Ich kann es beschwören.«
»Trotz des Nebels?«
»Ja!«
»Gibt es sie denn?«
Dem Lehrer gefielen die Fragen nicht. Er verdrehte die Augen und zwang sich zur Ruhe. »Okay, Sally, ich kann deine Skepsis sehr gut verstehen, aber du mußt mir glauben. Ich bin Realist, ich laufe mit

offenen Augen durch die Welt, was ich auch meinen Schülern immer beibringen möchte. Aber auf dem Weg stand diese helle Scheibe. Ich sah nicht nur den Schatten der Bestie darin, ich bekam auch mit, wie ein Werwolf auf die Scheibe zulief und verschwand. Wenig später ist dann diese riesige Fledermaus verglüht. Wobei ich davon ausgehe, daß sie den Werwolf verfolgt hat und ihn nicht gerade als einen Freund ansah.«

Sally hob die Schultern. »Wenn das so ist, dann muß ich dir wohl Glauben schenken.«

»Das kannst du ohne weiteres.«

»Seien wir doch mal realistisch, Dick…«

»Das sind wir sowieso.«

Sally schüttelte unwillig den Kopf. »Laß mich ausreden.«

»Bitte.« Er war noch immer etwas pikiert.

»Du hast diese beiden Monstren also gesehen. Also müssen wir davon ausgehen, daß auch sie dich gesehen haben.«

»Das denke ich.«

»Dann bist du ein Zeuge.«

Der letzte Satz wog schwer. So schwer, daß sich Dick einer schnellen Antwort enthielt und sich erst einmal die Zeit nahm, einen nächsten Schluck Whisky in sein Glas zu gießen. Er trank kleine Schlucke und stellte es vorsichtig auf die dicke Platte des Holztisches ab. »Du hast im Prinzip recht, ich bin ein Zeuge gewesen.«

»Da stellt sich die nächste Frage automatisch, Dick. Können sich es die Monstren leisten, einen Zeugen am Leben zu lassen, oder würden sie alles darum geben, ihn zu töten?«

Plötzlich war es Donovan zu warm im Raum. Das Feuer im Kamin kam ihm wie eine unheimliche Glut vor, die gegen sein Gesicht strahlte. Er spürte den Schweiß auf der Stirn und in den Achselhöhlen. Siedende Ströme durchschossen ihn, und Sally bemerkte die Veränderung an ihrem Freund. »Der Gedanke ist also nicht so abwegig.«

Dick schüttelte den Kopf.

»Was machen wir?«

Er hob die Schultern.

»Wir können von hier verschwinden.«

»Wie - verschwinden?«

»Uns in den Wagen setzen und wegfahren.«

»Fliehen?«

»Ja.«

»Und das meinst du im Ernst?«

Sally nickte. »Sonst hätte ich es nicht gesagt. Es ist in meinen Augen keine Feigheit. Ich habe sehr gut zugehört. Nach allem, was ich von dir erfuhr, sind diese Wesen uns Menschen wohl um einiges

überlegen, folgere ich daraus.«
»Das kann sein.«
»Freiwillig setze ich mich nicht einer Lebensgefahr aus. Das hat mit Feigheit nichts zu tun. Ich überlasse dir die Entscheidung, Dick, ob wir bleiben sollen oder nicht.«
Er stöhnte auf und rieb mit beiden Handflächen durch sein Gesicht. »Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht, was richtig oder falsch ist, Sally.«
»Noch haben wir Zeit.«
Dick hob die Augenbrauen und stand auf. Er ärgerte sich selbst über seine müden Schritte, mit denen er sich auf ein Fenster zu bewegte, davor stehen blieb und nach draußen schaute.
Es war bei dem Nebel nichts zu erkennen, obwohl die Außenbeleuchtung brannte. Kreise, Schlangenlinien, alles war in Bewegung, obwohl kaum Wind wehte. Der Nebel war wie ein Schatten, der alles abdeckte.
»Wir haben keine Waffen, mit denen wir uns verteidigen können«, hörte er Sallys leise Stimme.
»Du wolltest damals keine Waffe im Haus haben.«
»Das weiß ich, und ich bin auch jetzt noch dafür. Ich habe nur davon gesprochen, wie es uns ergehen könnte.«
»Ja, ja…«, murmelte er, schwieg dann und starrte weiterhin in den Nebel. Das Haus schräg gegenüber war nicht zu sehen, obwohl sie nicht eben an einer breiten Straße wohnten. Der Nebel ließ die Dinge zerfließen, er war der große Gleichmacher. Zudem dachte Dick daran, daß sie erst in der nächsten Woche ihren Hund bekommen würden. Innerlich mußte er lachen. Als wäre ein Golden Retriever in der Lage, sie vor gefährlichen Monstren zu schützen.
Nein, das nicht!
Sally sprach ihren Freund an. »Hast du es dir überlegt, Dick?«
»Ja, das habe ich.« Er gab die Antwort während der Drehung.
»Wir bleiben hier.«
Sally schwieg.
»Du… du … bist so still.«
»Natürlich.«
»Hast du etwas dagegen?«
»Nein, Dick, es war deine Entscheidung, das sagte ich dir bereits.«
Jetzt stand auch sie auf, atmete tief durch und wiederholte: »Okay, wir bleiben also.« Daß ihr nicht wohl war, sah man ihrem Gesicht an, auf dem sich eine Gänsehaut gebildet hatte. Und auch ihre Lippen zitterten unmerklich.
»Wir könnten alles verschließen, Sally, und es ihnen schwer machen, falls sie kommen.«
»Die Fenster auch?«

Donovan senkte den Kopf. »Nein.«

»Da haben wir es, Dick. Es gibt keinen absoluten Schutz. Du weißt es, ich weiß es.« Sie kam zu ihm und umarmte ihn. »Wir beide«, flüsterte Sally als sie sich anschauten, »wir beide werden es durchstehen müssen, ob wir wollen oder nicht. Aber wir sind nicht allein. Auch die anderen Menschen hier in Fieldham werden damit leben müssen, und davon sind viele schwächer als wir.«

»Aber ich habe das Wissen, Sally. Ich habe die Bestien genau gesehen, was man von den anderen Zeugen nicht behaupten kann.«

»Da hast du recht.«

»Und weißt du, welches Gefühl ich habe?«

Sie deutete ein Lächeln an, küßte ihn auf den Mund und flüsterte:

»Sag's mir.«

»Daß die anderen schon längst Bescheid wissen. Daß wir unter Beobachtung stehen.« Er zeigte auf ein Fenster. »Daß sie bereits in der grauen Nebelsuppe lauern und das Haus umzingelt haben. Sally, damit rechne ich fest.«

Sie hob die Schultern. »Vielleicht muß man erst so etwas erlebt haben, um so reden zu können wie du.«

»Dann… dann … bist in anderer Meinung?«

»Nicht ganz. Wenn ich recht darüber nachdenke, weiß ich nicht, ob die Vampire oder Werwöllfe es tatsächlich auf uns abgesehen haben Sind wir denn so wichtig, wir Menschen überhaupt?«

Dick trat zurück. »Jetzt verstehe ich nichts mehr.« In diesem Moment kam er sich vor wie einer seiner Schüler, der an der Tafel eine Rechenaufgabe lösen sollte.

»Dann will ich es dir erklären. Ich habe nachgedacht, und du solltest meine letzte Antwort allgemeiner sehen. Ich meine, wenn ich von Menschen spreche, nicht unbedingt uns beide, sondern die Menschen allgemein. Die Bewohner von Fieldham, die ja viel ahnungsloser sind. Es könnte doch sein, daß sich die Kreaturen längst im Ort verborgen haben, um auf die Beute zu lauern. Oder nicht?«

»Das schon.«

»Und weiterhin haben sie es eigentlich nur, wenn ich deinen Bericht mal interpretiere, auf sich selbst abgesehen. Sie stehen sich doch feindlich gegenüber. Sie wollen sich gegenseitig vernichten. Dich hätten sie angreifen können, aber sie haben es nicht getan. Statt dessen starb diese riesige Fledermaus. Vampire gegen Werwölfe, da könnten wir Menschen doch die lachenden Dritten sein.« Sie mußte Luft holen, denn das war eine sehr lange Rede gewesen.

Der Lehrer starrte seine Partnerin an. »Sally«, flüsterte er nach einer Weile, »ich bewundere dich. Ja, ich bewundere dich tatsächlich. Was du da gesagt hast, ist ein Wahnsinn, das ist verrückt, aber ich muß dir zustimmen. Ich glaube daran, daß alles so eintreffen wird. Verdammt,

ich glaube fest daran.«

»So einfach ist es nicht, nur eine Möglichkeit«, wiegelte sie ab.

»Was würde das für uns bedeuten?«

»Daß die Gefahr nicht so schlimm ist, wie wir sie uns ausgemalt haben, sage ich.«

»Ja, das könnte sein.«

Sally reckte ihren Kopf. Auf einmal blitzten ihre Augen. »Wie wäre es denn mit einem kleinen Spaziergang?«

Dick war so überrascht, daß er nur noch stottern konnte. »Wie… was? Jetzt? Hier? Mitten in der Nacht?«

»Am Abend.«

Er schluckte. Schaute zum Fenster, sah dahinter den Nebel, verzog das Gesicht, hob die Schultern. »Tja, ich weiß nicht so recht.«

»Zu kalt ist es nicht. Wir ziehen uns dick an, dann klappt es.«

»Und die Werwölfe und…«

Sie hob die Schultern. »Viele haben sie gesehen, ich nicht.«

»Willst du das denn?«

Sally drehte sich um. »Ich bin gleich wieder da.« Ohne ein weiteres Wort der Erklärung verließ sie den Raum, und der zurückgebliebene Dick Donovan hörte, daß sie die Treppe hochging, wo auch das Schlafzimmer lag.

Er wußte nicht, was sie dort wollte, denn die Mäntel hingen in der Diele hinter der Eingangstür.

Er wartete gespannt ab, hörte sie kommen, sogar summen, und dann erschien Sally in der offenen Tür zum Wohnraum. Sie blieb dort stehen, wo das Licht sie auch einfing, und sie hob beide Arme an. In den Händen lag etwas, das im ersten Augenblick aussah wie Ketten. Erst als Sally die Handflächen drehte, fielen die zusammengerollten Ketten auseinander und nach unten.

»Nun…?«

Dick staunte. Er setzte zweimal an, dann erst konnte er sprechen.

»Das sind ja zwei… zwei Rosenkränze.«

»Richtig.« Sie kam auf ihn zu. »Zwei Rosenkränze von meiner Großmutter. Beide geweiht, beide mit wunderschönen Perlen versehen und mit zwei Kreuzen aus Ebenholz.« Sie blieb vor ihm stehen und streckte ihm die linke Hand entgegen. »Willst du dir nicht einen davon umhängen, Dick?«

Donovan war skeptisch. Er betrachtete den einen, dann den anderen Rosenkranz und hob die Schultern. »Das habe ich ja noch nie getan, Sally.«

»Wir haben uns auch noch nie zuvor in einer derartigen Situation befunden.«

»Das stimmt.«

»Nimmst du einen?«

»Ja, ja.« Jetzt sprach er hastig, als wäre ein Damm eingestürzt. Er tat es Sally nach und hängte sich den Rosenkranz wie eine Kette um den Hals. Dann lächelte Dick, und Sally fragte: »Fühlst du dich besser?«

»Irgendwie schon.«

»Ich auch. Und wenn mich nicht alles täuscht, dann hassen Geschöpfe der Nacht Rosenkränze mit Kreuzen.«

»Tja, das können wir nur hoffen.«

»Und etwas tun«, sagte Sally. »Ich für meinen Teil möchte nicht im Haus bleiben.«

»Du willst doch noch weg?«

»So ist es.« Sie faßte nach seinem Arm und zog ihn aus dem Zimmer in die Diele hinein. »Komm, eine halbe Stunde Marsch durch den Ort wird uns gut tun.«

Dick griff nach seiner Jacke, streifte sie über und half Sally in ihren roten Anorak. Die beiden Rosenkränze lagen frei, denn sie sollten die Menschen schützen.

Ganz wohl aber war beulen nicht, als sie das Haus verließen und die Tür hinter sich abschlossen…

Nebel und Dunkelheit machten es ihnen unmöglich, etwas zu erkennen. Obwohl sie den Ort wie ihre Westentasche kannten, kamen sie sich jetzt vor wie zwei Fremde, die sich erst einmal zurechtfinden mußten, bevor sie die ersten Schritte gingen.

Es war nichts mehr zu erkennen. Sie mußten sich erst vorstellen, wie es in der unmittelbaren Umgebung vor dem Haus aussah. Da war die breite Zufahrt von der Straße her, die kleinen Gemüsebeete, dann die Schatten der beiden Platanen, die jetzt aussahen wie übergroße Skelette, die ihre Arme ausgestreckt hatten, sich aber auch nur schemenhaft aus der grauen Suppe hervorschälten. Dick Donovan hatte seinen Wagen vor dem Haus geparkt, doch auch der Frontera war kaum zu erkennen.

Sie hörten auch nichts.

Zwar herrschte nie viel Betrieb in Fieldham, aber so still wie an diesem Abend war es selten. Bei solchen Wetterverhältnissen blieben viele zu Hause. Selbst im Pub herrschte dann gähnende Leere, während sich der Wirt sonst nicht über den Zustrom an Gästen beklagen konnte.

»Nun, dann wollen wir mal«, sagte Sally. Sie hatte ihrer Stimme einen besonders forschen Klang verliehen. Etwas Schauspielerei war schon dabei, denn so super fühlte sie sich auch nicht. Die linke Hand hielt sie an dem Rosenkranz fest. Sie glaubte, daß die geweihte Kette eine gewisse Wärme ausstrahlte, die nicht nur auf ihre Hand beschränkt blieb, sondern durch den gesamten Körper rann. Bei jedem Schritt knirschten auf dem Boden die kleinen Steine. Wie zwei Gespenster gingen sie durch den Dunst, kaum mehr beschützt vom

blattlosen Geäst der beiden knorrigen Platanen.
Auf der Straße blieben sie stehen.
In der Nähe waren Wagen abgestellt. Sie sahen aus wie düstere Hügel. Im Haus gegenüber brannte Licht.
Keine Stimme drang an ihre Ohren. Die Stille hatte etwas Erschreckendes und Unheimliches. Zugleich wirkte sie fremd, und selbst die mutige Sally Pickford schauderte zusammen. Sie suchte noch mehr die Nähe ihres Freundes und hakte sich bei ihm ein.
Dick war die Veränderung ihres Zustandes nicht verborgen geblieben, und er fragte: »Willst du weitergehen?«
»Klar.«
»Gut.«
Vor ihren Lippen kondensierte der Atem. Beide hielten sich auf der Straßenmitte auf, so konnten sie die Häuser rechts und links gerade noch erkennen.
Das riesige graue Leichentuch hatte sich über den gesamten Süden und Südwesten der Insel gelegt und würde auch noch einige Tage bleiben, das zumindest war so vorausgesagt worden.
Sie sahen weder das Licht der Scheibe, noch hörten sie ein unheimliches Heulen in der Ferne, dafür aber vernahmen sie andere Geräusche, die vor ihnen aufklangen.
Beide blieben stehen.
Sally hakte sich bei ihrem Mann aus, und sie faßte sofort nach dem Rosenkranz.
»Da kommt jemand…«
Dick nickte und stoppte seine Partnerin. »Bleib du mal stehen, ich schaue nach. Wie es sich anhört, ist es ein Mensch.«
Es war ein Mensch. Er kam näher. Sie erkannten ihn schon am Gang. Nur einer im Ort schlurfte so. Der alte Freddy Line, der gebückt ging und so etwas wie ein Faktotum war, das sich schon in zahlreichen Berufen versucht hatte. Er war Einsarger, Totengräber, Küster und Gärtner gewesen, doch mit seinen einundsiebzig Jahren war er mittlerweile zu alt geworden, um noch irgendeiner Tätigkeit nachgehen zu können.
Er blieb stehen, als er die beiden sah. Freddy trug einen Hut, den er weit nach hinten geschoben hatte. »Na, auch noch unterwegs?«
»Ja.«
Der Alte schabte mit der Hand über die grauen Bartstoppeln. Sein Atem roch ebenso nach Whisky wie der der jüngeren Leute.
»Warum geht ihr denn los, wenn es so neblig ist? Solche Nächte sind nicht gut, nicht gut…«
»Wie kommst du darauf?«
Freddy zwinkerte, als er Dick anschaute. »Du bist doch Lehrer und auch schlau. Deshalb müßtest du wissen, daß in nebligen Abenden

und Nächten die Geister besonders aktiv sind. Der Nebel öffnet die Tore zu den anderen Welten. Da können dann die längst Verstorbenen einen Blick in das Reich der Lebenden werfen. Hin und wieder verlassen auch Geister ihre Wohnstatt, um sich mit den Schleiern zu vereinigen. Der Abend heute ist besonders schlimm.«

»Warum denn?« fragte Sally.

Freddy Line hob die Schultern und spreizte die Hände, die er dann zuckend bewegte. »Warum? Das kann ich euch sagen. Ich habe sie gehört. Ich habe sie in der Ferne gehört, als sie plötzlich das schreckliche Jaulen ausstießen. Das sind sie, das sind die Boten der Finsternis, und ihr müßt es mir glauben.«

»Hast du sie auch gesehen?« fragte Dick.

»Nein, aber sie sind hier.«

»Woher weißt du das?«

Freddy spitzte die rissigen Lippen, bevor er antwortete. »Ich habe ihre Spuren gesehen.«

»Ach…«

»Ihr könnt es mir glauben.«

»Das tun wir ja, aber wo sind die Spuren?«

Der Alte dachte nach und schaute sie an. »Wollt ihr wirklich, daß ich sie euch zeige?«

»Ja, das wollen wir.«

»Dann kommt mit.« Er flüsterte wie ein Verschwörer und winkte auch mit seinen gespreizten Fingern. »Kommt nur mit, meine Freunde, denn ich werde euch die Augen öffnen.«

Sally und ihr Freund nickten sich gegenseitig beruhigend zu. Hinter dem Alten gingen sie her, der sie quer über die Straße zur anderen Seite führte, wo ein Zaun einen schmalen Pfad markierte, der mit Gras bewachsen war. Ein wahrer Stolperpfad, doch Dick und Sally kannten den Weg. Wenn sie ihn bis zum Ende durchgingen, würden sie einen alten Schuppen erreichen, in dem die Landmaschinen der Dorfgemeinschaft abgestellt waren. Auch zwei Trecker hatten dort ihren Platz gefunden. Die Tür des Schuppens stand weit offen, so leckten Nebelzungen in das Innere des Schuppens.

Der Lehrer und seine Partnerin waren stehen geblieben. Freddy befand sich bereits im Schuppen. Sie sahen ihn nicht mehr, aber sie hörten sein scharfes Flüstern. »Kommt her, kommt her, ich will es euch zeigen.«

»Was meint er damit?«

Dick hob die Schultern. »Wir werden es gleich sehen.«

Sie gingen weiter, erreichten das Innere und zuckten etwas zusammen, als sie vom Strahl einer Taschenlampe erwischt wurden, der über ihre Gesichter tanzte.

»Es ist zu dunkel hier. Und im Finstern kann man den Tod nicht

sehen!« Freddy sagte es und kicherte.
Die beiden anderen näherten sich ihm mit vorsichtigen Schritten.
Man konnte von Freddy behaupten, was man wollte, verrückt oder senil war er nicht. Zwar hatten einige Kinder Angst vor ihm, weil er sie immer aus großen Augen anschaute, aber er tat keiner Fliege etwas zuleide.
»Näher, näher…«
Sie gingen, und Freddy bewegte den Strahl seiner Lampe von ihnen fort, um ihn schräg zu Boden zu richten, wo auch das lag, was er ihnen zeigen wollte.
Sally hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Automatisch fuhr ihre Hand hoch zum Mund und preßte die Lippen zusammen. Darüber wurden ihre Augen groß, als sich das Entsetzen hineinstahl.
Nun erst sahen und rochen sie das Blut. Mehrere Lachen waren zu einem einzigen See zusammengeflossen. Und inmitten des Blutsees lagen die Kadaver.
Hunde und Katzen, friedlich nebeneinander, aber tot. Aufgerissen von scharfen Messern oder Pranken, die sich tief in ihre Körper hineingewühlt hatten, und sogar die Gedärme waren von den Mordklauen hervorgeholt worden.
Kein Tier lebte mehr, und Sally drehte sich um. Sie wollte nicht länger bleiben, lief nach draußen, lehnte sich dort an die Wand, wobei sie Mühe hatte, sich nicht zu übergeben.
Dick Donovan war geblieben. Er sah aus wie sein eigenes Denkmal, den Blick starr nach unten gerichtet. Er wußte nicht, was er denken sollte. In seinem Gehirn war plötzlich eine so grauenhafte Leere, als hätte man ihm dort alles entrissen.
»Nein«, sagte er plötzlich.
»Doch, doch, mein Herr Lehrer«, flüsterte Freddy Line. »Du kannst so lange hinschauen, wie du willst. Das Bild wird nicht vergehen. Es ist echt. Riechst du das Blut?«
Dick nickte.
Sie sind tot, sie sind alle Tot. Man hat sie regelrecht dahingemetzelt. Man hat ihnen keine Chance gelassen. Hunde und Katzen. Der große Haß kam über sie.
»Wie viele sind es?« hörte sich Dick fragen. Seine eigene Stimme erkannte er kaum. »Sieben oder acht…«
»Und wer?«
»Ha, ha, ha…« Warum Freddy lachte, wußte er nicht, aber der Alte gab ihm eine Antwort, *seine* Antwort, *seine* Erklärung der schrecklichen Tatsachen. »Das Böse ist über uns gekommen. Es hat von uns Besitz ergriffen. Es hält sich in unserem Dorf verborgen, aber wir können es nicht sehen, weil der Nebel zu dicht ist. Wir können es nur fühlen. Ich habe es gefühlt, ich merkte, daß es in den tiefen

Schatten nahe der Häuser lauert, aber ich habe auch das Licht gesehen, die helle Scheibe.« Er malte einen Kreis in die Luft.
»Wo hast du sie gesehen?«
»Über den Häusern.«
»Und?«
»Was willst du wissen?« Dick saugte zischend die Luft ein. »War die Scheibe leer? Oder hast du jemand in ihr gesehen?« Freddy Line schüttelte den Kopf. »Sie war nicht leer. Ich sah die Bestie, den Tod…«
Damit hat er recht, dachte Dick. Er brauchte sich nur in seiner nahen Umgebung umzuschauen. Die Kadaver waren keine Einbildung. Es gab sie ebenso wie das Blut auf dem Boden. Den Gestank konnte der Lehrer nicht mehr lange ertragen. Ihm wurde übel.
»Hast du genug gesehen?« fragte Freddy. »Ja.«
»Was denkst du jetzt?«
»Nichts mehr.« Wieder kicherte Freddy. »Soll ich dir etwas sagen, Herr Lehrer? Erst sind die Tiere an der Reihe. Und wenn sie nichts mehr haben, dann werden sie sich um uns kümmern, verstehst du? Um uns Menschen, mein Freund. Sie nehmen sich uns vor, und wir werden machtlos sein, denn in ihnen steckt die Hölle.«
Dick Donovan hatte genug gehört. Er wollte der Stimme des Alten nicht mehr lauschen, er konnte und wollte kein Blut mehr sehen, in dem die Kadaver lagen, und so machte er auf dem Absatz kehrt, rannte weg, begleitet von Freddys leicht irre klingenden Lachen.
Erst als er draußen war, blieb Dick stehen und hörte Sallys zitternde Stimme. »Ich bin hier, Dick!«
Der Lehrer schrak zusammen. Ein heftiges »Mein Gott!« floss aus seiner Kehle, dann drehte er sich um und sah die schattenhafte Gestalt seiner Partnerin nahe der offenen Tür an der Wand lehnen. Sie schaute ihn nicht an, hatte den Kopf angehoben und schaute hoch als könnte sie im Nebel den Himmel entdecken. »Sag, daß ich geträumt habe, Dick. Sag, daß es nicht wahr ist. Sag es bitte…«
Dick hätte es ihr gern gesagt, aber er konnte es nicht. Er wußte es ja besser. Er wollte nicht länger bleiben und zog seine Partnerin von der Wand fort und dann raus aus dem alten Schuppen. Sally hatte sich noch immer nicht gefangen. Sie ging wie jemand, der getrunken hatte, stöhnte dabei auf, schüttelte den Kopf und murmelte Worte vor sich hin, die sie wohl selbst nicht verstand.
Auch Dick Donovan hatte Mühe, sich zu beherrschen. Seine Hände waren zu Fäusten geballt. Vergeblich versuchte er, seine Gedanken zu unterdrücken, sie kehrten immer wieder zurück, und sie hämmerten wie Strahlen in sein Gehirn. Er hatte die Bedrohung gesehen, sie dann gespürt, und nun war er mit ihren Folgen konfrontiert worden. Das Blut und die Kadaver waren keine Einbildung gewesen.
»Ich will hier weg!« flehte Sally. »Bitte, ich will hier weg!«

Dick wollte sie fortziehen und hörte einen klagenden Schrei hinter sich.

Er drehte sich, seine Nackenhaare sträubten sich, aber es stand keine Bestie in ihrer Nähe. Das Geräusch war entstanden, als Freddy Line die Tür zuzog und rostige Angeln schrien, als würden sie gefoltert.

»Braucht ja nicht jeder sofort zu sehen oder zu riechen«, sagte er noch und stemmte sich mit der Schulter gegen die Tür, um sie ganz zu schließen.

Sally hatte nach der Hand ihres Freundes gefaßt. »Bitte, Dick, ich will hier weg.«

»Ich auch.«

Auf Freddy achteten sie nicht mehr. Sie flüchteten und blieben erst stehen, als sie wieder die Straße erreicht hatten.

Beide rangen nach Luft. Sally hielt den Rosenkranz mit beiden Händen fest. In ihren Augen stand ein Glanz, wie Dick ihn bei ihr noch nie gesehen hatte. Der Anblick der zerfetzten Tiere war schlimm gewesen, doch es würde noch schlimmer kommen. Es war erst der Anfang, hier in Fieldham schien das Jüngste Gericht stattzufinden, und er fragte sich, ob es nicht besser war, wenn sie den Ort verließen und zuvor die anderen Bewohner warnten.

Als sie Freddys Schritte hörten, hielt sie nichts mehr. Sie faßten sich an den Händen und liefen weiter. So schnell wie möglich wollten sie die Schutzzone ihres Hauses erreichen, aber Freddys Worten konnten sie sich nicht verschließen.

»Das Böse wird sie alle holen, habt ihr gehört? Alle! Ob Mensch oder Tier. Da macht es keine Unterschiede.«

Keiner von ihnen gab dem Alten eine Antwort. Die Furcht trieb sie voran, und ihre Knie zitterten, als wären sie mit Pudding gefüllt worden.

Dick stellte fest, dass Sally plötzlich weinte. Er legte ihr den Arm um die Schultern, drückte sie im Laufen an sich und hätte ihr am liebsten gesagt, daß auch ihm nach Heulen zumute war, aber was hätte das schon gebracht?

Als er dann die Schatten der beiden Bäume in der Nähe des Hauses sah, ging es ihm besser. Zum erstenmal konnte er tief durchatmen, und wie zu einem Hoffnungsträger, so schaute er auch zu dem von Nebelschwaden umwobenen Geäst der Bäume hin.

Ihm fiel der breite Schatten zwischen den Zweigen zwar auf, aber er achtete nicht darauf. Die Flucht ins Haus war wichtiger.

Sally stolperte als erste ins Haus. Sie schaute sich um und drängte ihren Freund, es ihr nach zu tun und nicht so lange auf der Schwelle zu warten.

»Ja, ja, ich komme!« Er warf die Tür zu, atmete auf und stieß die Luft hart aus.

»Und jetzt?« fragte Sally.

Dick zog seine Jacke aus. »Wir haben vorhin von einer Flucht gesprochen«, sagte er. »Ich denke, wir sollten darüber noch einmal nachdenken.«

»Du willst also weg?«

»Es wäre besser – oder?«

Sally Pickford stand da mit gesenktem Kopf. Sie hatte zudem die Hände vor ihr Gesicht geschlagen, als wollte sie nichts, aber auch gar nichts mehr sehen und sich nur weit weg wünschen.

Schließlich nickte sie.

»Ja, gleich, Dick.«

Sally drehte sich um. Sie wollte in das Wohnzimmer gehen, blieb aber nach dem ersten Schritt stehen und erstarrte ebenso wie ihr Freund. Beide hatten sie das Geräusch vor der Tür gehört.

Sally kam wieder zurück. »Dick«, flüsterte sie, »Dick - da… da … ist jemand…«

Donovan nickte mit gequältem Gesicht, als würde er unter unsäglichen Schmerzen leiden.

»W… wer …?«

»Ich mache die Tür nicht auf.«

»Das hätte ich auch nie verlangt. Aber wir müssen wissen, wer da draußen lauert.«

»Kannst du es dir nicht denken?«

Sally schüttelte heftig den Kopf. »Verdammt noch mal, ich will daran nicht denken.«

»Ist schon okay, Sally, ist schon okay.« Dick mußte jetzt die Initiative übernehmen. Auch er hatte Angst vor dem, was da vor der Tür hockte und kratzte. Aber es gab keinen Weg zurück, nur noch einen nach vorn.

Das Geräusch hatte sich nicht mehr wiederholt. Dennoch traute er sich nicht, die Tür auch nur um einen Spalt zu öffnen. Er wollte auf eine andere Art und Weise herausfinden, welcher ungebetene Gast den Weg zum Haus gefunden hatte.

Rechts und links neben der Tür befanden sich zwei schmale Fenster. Das gelblich schimmernde Glas störte bei Tageslicht nicht, da konnten sie sehen, wer sich dem Haus näherte. Aber in der Dunkelheit mußte der Lehrer eines der Fenster öffnen, um etwas sehen zu können.

Er entschied sich für das rechte. Sally beobachtete ihn dabei und drückte ihm beide Daumen.

Es war alles in Ordnung im Haus. Es klemmte kein Fenster. Sie hatten sich beide zusammen mit den Handwerkern viel Mühe gegeben. Und er wußte, daß sich das Fenster auch lautlos öffnen ließ.

Trotz der Wärme im Innern des Hauses kam Dick der Griff kalt vor, wie die Klaue eines Toten. Er umklammerte ihn fest, dann drehte er

ihn herum und zog das Fenster auf.

Kein Geräusch, zumindest kein lautes, das gestört hätte. Nur ein leichtes Schaben.

Noch stand er vor dem offenen Fenster und traute sich nicht, nach draußen zu schauen. Sally war näher gekommen. Sie hielt sich zwei Schritte hinter ihm auf.

Er lächelte und sah sie nicken. Sie war also einverstanden.

Der Lehrer beugte sich vor. Ihm war nicht wohl zumute, aber darauf konnte er jetzt keine Rücksicht nehmen. Er mußte und er würde den Weg zu Ende gehen.

Die kalte Luft spürte er wie einen Strom in seinem Gesicht, was sicherlich an den feuchten Nebeltüchern lag, die durch die viereckige Öffnung eindrangen.

Es war nichts zu sehen, aber das Außenlicht warf von oben seinen Schein gegen die unmittelbare Umgebung der Tür. Wenn dort jemand gestanden hätte, dann hätte ihn Dick Donovan trotz des Nebels sehen müssen. Aber es war niemand da.

Sein Herzschlag beruhigte sich. Dick wurde mutiger und beugte sich weiter nach vorn. Er drehte den Kopf nach links, jetzt konnte er direkt vor die Haustür schauen, wo die Nebelschwaden einen goldgelben Schein bekommen hatten, weil das Licht sie durchflorte.

»Und…?« hörte er Sally flüstern.

Dick schaute weiter, hob dabei die Schultern. »Es ist nichts, Sally, gar nichts.«

»Das gibt es doch nicht!«

»Doch.« Dick sagte es, ohne seine Haltung zu verändern.

Sally blieb hart. »Du hast das Kratzen an der Tür gehört, ich habe es vernommen. Verdammt noch mal, wir können uns nicht beide gleichzeitig geirrt haben.«

»Aber unsere Nerven sind überdehnt. Vielleicht haben wir uns gemeinsam etwas eingebildet.«

»Das glaube ich nicht!« zischelte sie.

»Aber ich sehe nichts!« Dick strich über seine Stirn, die nebelfeucht geworden war.

»Dann können wir ja fliehen.«

»Das denke ich…« Er verstummte.

Sally wartete zwei, drei Sekunden, bevor sie fragte: »He, Dick, was hast du?«

»Ach du Scheiße!« brachte er mit zitternder Stimme hervor. »Ach du Scheiße.«

Bei Sally klingelten bereits die Alarmglocken. »Mein Gott, was hast du denn?«

»Komm her, sieh selbst!«

Sie wollte nicht, sie wollte doch, sie wollte, und Dick rutschte etwas

zur Seite. Als Sally ihn anschaute, da entdeckte sie, wie totenblass er geworden war, blasser als im Schuppen.

Sie trat dicht neben ihn. Ihre Hände zitterten, und sie schaffte es nicht, sie unter Kontrolle zu bringen. Sally brauchte sich auch nicht zu weit vorzubeugen, um zu sehen, was auch ihr Freund entdeckt hatte.

Eine Bestie stand dort, wo sich der äußere Lichtschein im Nebel verlief. Hochaufgerichtet, auf zwei Beinen, aber es war kein Mensch, denn Menschen hatten keine Wolfsschädel. Es war der Werwolf, einer der Werwölfe.

Sein Anblick war schon schlimm genug, aber es kam noch grauenhafter für die beiden Zeugen.

Die Arme der Bestie baumelten nach unten. Doch seine rechte Pranke - war die tatsächlich dunkel von Blut – umfasste eine alte Männerhand.

Er kam wieder auf das Haus zu, und diejenige Gestalt, die in den letzten Sekunden starr am Boden gelegen hatte, wurde mitgeschleift, geriet ebenfalls in den Lichtschein, so daß beide erkennen konnten, wer der Tote war, den die Bestie hinter sich herschleifte.

Es war der alte Freddy Line!

***

Wir hatten wirklich nicht bis zum anderen Morgen oder auch nur bis zur Nacht gewartet und waren noch am Abend losgefahren. Eine Beschreibung will ich mir ersparen. Durch das neblige London zu kommen, glich einem Glücksspiel. Wir konnten nur hoffen, daß es später, auf der M3, besser wurde.

Es waren mehr als zwei Stunden vergangen, bevor wir diese Autobahn erreichten, die in Southampton endete.

Ich war der Fahrer, aber Suko gab ebenfalls mit acht. Gemeinsam ärgerten wir uns über die unverantwortlichen Raser, die uns trotz der schwierigen Sichtverhältnisse noch überholten und dabei nicht nur sich, sondern auch andere in Lebensgefahr brachten.

Der Verkehr dünnte aus, je mehr wir uns dem Ziel Southampton näherten. Bis zum Dorset National Park würden wir es nicht schaffen. In London hatten wir uns mit Informationen über das Gebiet versorgt und erfahren, daß der dem Park am nächsten liegende Ort Fieldham hieß, und ihn hatten wir uns ausgesucht. Wir rollten durch bis zum Ende der Autobahn und auf einer normalen Straße weiter, die die Nummer 31 trug. Hinter Ringwood, das lag am Fluss Avon, lag der kleine Ort Ashley Heath. Dort wollten wir übernachten.

Aus einem Atlas hatte ich ein kleines Hotel herausgesucht. Es nebelte zwar noch, aber Hinweisschilder waren zu lesen und zum Teil auch beleuchtet.

Das Hotel, es hieß *Avon's Inn,* lag in einer Seitenstraße. Es duckte

sich unter Bäumen, durch deren Geäst die dünnen Nebelarme zogen wie müde gewordene Geister.

Zwei Wagen standen vor dem Haus. Unser Rover gesellte sich als dritter hinzu.

»Du hast Hunger«, sagte ich beim Aussteigen.

»Wieso?«

»Das sehe ich dir an.«

»Brauchst du ein Alibi?«

»Auch.«

»Dann bin ich mal gespannt, ob wir noch etwas bekommen.«

Es sah nicht danach aus, zumindest, wenn ich mir den lahmen Blick des Portiers anschaute, der uns aus großen Triefaugen entgegenblickte, zunächst einmal seine Nase schnäuzte und uns dann zunickte. »Ich bin erkältet«, sagte er.

»Das sehen wir.« Ich stemmte meine Arme auf den Rezeptionstresen. »Können wir trotzdem ein Zimmer bekommen?«

»Klar.«

»Und auch etwas zu essen?« fragte Suko.

»Wir haben noch ein paar Sandwiches übrig.«

»Wie alt sind die denn?«

Der Erkältete holte erst zwei Schlüssel vom Brett, dann schaute er Suko strafend an. »Jünger als ich.«

»Wie tröstlich.«

Wir trugen uns in den Anmeldeblock ein, und der Portier wollte wissen, wie das mit dem Essen wäre.

»Zwei«, bestellte ich.

»Gut, dann gehe ich in die Küche.«

»Aber niesen Sie nicht über die tolle Mahlzeit.«

»Ha, ha.«

Er kam zurück, trug zwei Teller. Auf jedem lag unter durchsichtiger Plastikfolie ein Sandwich. »Wollen Sie das Essen mit auf Ihre Zimmer nehmen?«

»Eigentlich schon. Gibt es da auch was zu trinken?«

»Das müssen Sie bei mir kaufen.«

Ich hatte Durst auf ein Bier, und auch Suko sagte diesmal nicht nein. Der Portier holte zwei Flaschen Tuborg aus der Kühlung und drückte sie Suko in die Hände.

»Die Treppe hoch, dann rechts. Sofort die ersten beiden Türen. Gute Nacht.«

»Ebenfalls«, sagten wir.

Er antwortete auf seine Weise und prustete wieder los.

Wir trugen die Taschen, das Bier und das Essen nach oben und betraten zugleich die Räume, in denen ruhig mal hätte jemand lüften können. Es roch wie in einer Abstellkammer. Trotz der Kühle öffnete

ich mein Fenster und ließ kühle Nebelluft herein.
Suko kam mit seinem Teller und der Flasche Bier, die er schon geöffnet hatte. Auch die Folie war bereits entfernt worden. Er ließ sich auf meiner Bettkante nieder und meinte: »Hier möchte ich nicht tot über dem Zaun hängen.«
»Und ich nicht mal lebend.« Dann schaute ich mir mein Essen an und war überrascht. Roastbeef, Salat, gelbe Mayonnaise, es sah nichts grau oder alt aus, und nach dem ersten Bissen mußte ich den verschnupften Portier Abbitte leisten. Das Sandwich schmeckte wesentlich besser, als unser Zimmer eingerichtet war.
Ich hatte auch die Bierflasche geöffnet. Nach dem zweiten Bissen nahm ich einen Schluck. Das Zeug war gut gekühlt und eine kleine Wohltat für unsere ausgedörrten Kehlen.
Wir aßen schweigend. Hin und wieder knarrte die alte Matratze, wenn wir uns bewegten.
»Noch Hunger?« fragte ich, als Suko den letzten Krümel verspeist hatte.
»Ja, aber laß mal.« Er wischte seine Hände am Taschentuch ab.
»Wenn du dir noch Nachschub holen willst, ich verzichte.«
»Allein zu essen, macht mir keinen Spaß.«
»Darf ich dich bedauern?« fragte Suko beim Aufstehen, ging zur Tür und winkte mir noch zu.
Ich grüßte zurück.
Allein blieb ich in der Bude sitzen und konnte mir jetzt die Beschwerden so mancher Reisender vorstellen, die beruflich immer wieder in Hotels übernachten mußten, und in derartigen Buden Depressionen bekamen. Es war auch nichts zu sehen, was einen Gast fröhlich gestimmt hätte.
Ein Bad gab es. Immerhin. Die Dusche war fleckig, das winzige Waschbecken ebenfalls, aber über dem Toilettendeckel lag zumindest eine Schutzhülle aus Papier.
Ich verzichtete auf eine Dusche, stellte das Fenster in eine Kippposition und machte mich lang. Die anstrengende Fahrt und das Bier hatten für eine gewisse Müdigkeit gesorgt, und so fielen mir die Augen wie von selbst zu. Dabei hatte ich das Gefühl, in ein tiefes Loch zu fallen, das erst am Mittelpunkt der Erde sein Ende fand.
Ich wurde wieder wach.
Ob sehr schnell oder erst nach einer gewissen Zeit, das konnte ich nicht feststellen, jedenfalls war ich trotz der Tiefe des Schlafs irritiert worden.
Ich blinzelte, öffnete die Augen – und entdeckte sofort, was mich geweckt hatte.
Es war der Schein hinter dem kleinen Fenster!
Zunächst war ich zu benommen, um mich näher damit zu

beschäftigen. Ich dachte auch daran, daß jemand draußen stand und dabei war, mit einer lichtstarken Taschenlampe in den Raum zu leuchten, doch so groß und so rund war kein Taschenlampenkegel. Da mußte schon jemand einen Scheinwerfer aufgebaut haben.

Das aber stimmt auch nicht, denn ich wurde nicht geblendet. Stattdessen sah es aus, als wäre der Mond vom Himmel gefallen, und dabei überkam mich schlagartig die Erinnerung.

Es war kein Mond. Es war die Scheibe, die ich schon einmal gesehen hatte.

Nicht in einem Hotel, sondern in einem Krankenhauszimmer. Und auch jetzt schob sich ein Schatten hervor. Ich sah den Wolf, aber ich sah auch noch mehr: das Gesicht und den Körper einer Frau.

Morgana Layton war gekommen!

***

»Nichts sagen! Nichts sagen! Nichts sagen!« Dick Donovan brachte die Worte flüsternd hervor. Er hörte das Vibrieren seiner eigenen Stimme, er spürte, wie stark er zitterte, und die Schweißausbrüche ließen sich nicht aufhalten.

Keiner der beiden wußte, ob die Bestie sie schon entdeckt hatte. Jedenfalls machte sie nicht den Eindruck, tappte weiter vor und ging trotz dieser unregelmäßigen Bewegung ziemlich geschmeidig, bis sie einen gewissen Punkt direkt vor der Haustür erreicht hatte, wo sie stehen blieb und die Leiche fallen ließ.

Beide gingen davon aus, daß Freddy Line nicht mehr lebte, und sie erhielten auch die Bestätigung, denn dort, wo der Werwolf gestoppt hatte, war der Lichtschein heller.

Die blutbefleckte Brust fiel auf.

Getötet, nicht gebissen, dachte der Lehrer und rekapitulierte, was er über Werwölfe gelesen hatte. Wenn diese Bestien ihre Opfer töteten, dann liefen diese zumindest nicht in Gefahr sich zu verwandeln und ebenfalls als Bestien auf der Suche nach Opfern durch die Welt zu hetzen.

Der Werwolf ließ Freddy los. Dessen starrer Arm fiel wie ein Brett nach unten. Er prallte auf die Erde.

Neben sich hörte Dick die Atemgeräusche seiner Freundin. Sie stand kurz vor dem Durchdrehen.

Sally ging zurück.

Mit Schritten wie ein Zombie, mit einem ebenso bleichen Gesicht, mit dem Schrecken und dem Wissen in den Augen, daß es auch für sie lebensgefährlich werden konnte, und sie hatte das Glück, gegen einen der beiden kleinen Sessel zu stoßen, die sich in diesem Raum dicht hinter der Tür befanden.

Sally fiel hinein. Sie blieb sitzen, und schubweise drang der Atem wie

ein Zischen aus dem Mund.
Der Lehrer aber schaute wieder nach vorn.
Der Werwolf hatte seine Stellung nicht verändert. Er stand neben dem Toten und glotzte auf die Tür, als wollte er sie allein durch gedankliche Kraft öffnen. Die Kleidung hatte er sicherlich schon als Mensch getragen, sie hatte der Verwandlung aber nicht standhalten können und war zerrissen, als sein Körper andere Ausmaße angenommen hatte. Die Augen funkelten gefährlich und erinnerten Dick Donovan an geschliffene Gläser.
Der Lehrer stand da und war nicht in der Lage, sich zu rühren. Die Brisanz des langen Augenblicks hielt ihn gefangen. Er kam mit den Ereignissen in dieser Welt nicht mehr zurecht, da war ihm einiges über den Kopf gewachsen, er mußte sie nur akzeptieren und…
Der Werwolf drehte den Kopf.
Nach links.
Und in dieser Blickrichtung befand sich auch das Fenster, in dessen Ausschnitt sich die Gestalt des Zuschauers abhob.
Dick Donovan spürte den Blick des anderen auf sich gerichtet. Ein Blick wie eine Eisdusche, ohne Gefühl, nur Kälte, und er übersah auch nicht das Zittern des fellbedeckten Körpers mit der lang nach vorn gezogenen Schnauze, die halb geöffnet war, damit die Zähne ihr gefährliches Schimmern verteilen konnten. Nicht nur das war zu sehen, auch das Blut, das sich um die Schnauze herum in den Fellhaaren verfangen hatte und dort dunkle Flecken bildete.
Der Schrecken lebte, der Schrecken war da. Er war so nahe, daß Dick nur hätte den Arm auszustrecken brauchen, um ihn berühren zu können. Aber umgekehrt war es ebenso, und Dick glaubte nicht daran, daß sich die Bestie mit einem Opfer zufrieden gab, wo das zweite doch so nah vor ihm stand.
Aus der Kehle des Monstrums löste sich ein kratzender Laut. Dick hatte so etwas noch nie gehört. Vielleicht röchelte so ein Mensch, bevor er starb, ihm jedenfalls war es unbekannt, und er mußte weiter mit ansehen, wie sich die unheimliche Gestalt drehte und dabei auf ihn und das Fenster zukam.
Zuschlagen, weglaufen, sich verstecken!
Es waren die Alternativen, die durch seinen Kopf jagten, aber letztendlich nichts brachten, weil eine Fensterscheibe diese Bestien bestimmt nicht aufhalten konnte. Und sie würde es auch schaffen, sich durch die Öffnung zu zwängen, sie würde alles schaffen und bringen, nur um an ein menschliches Opfer zu gelangen.
Doch es kam anders.
Dick Donovan hatte sich noch nicht zurückgezogen und bekam trotz der Nebelflut mit, was sich da hinter dem Rücken der Bestie tat. Ungefähr an der Stelle, wo die beiden Platanen ihr Geäst gegen den

Himmel reckten, löste sich ein Schatten.

Dick dachte an die Szene, als er in seinem Frontera gesessen hatte, und wieder sah es für ihn so aus, als hätte jemand eine Decke geworfen, die sich nun selbständig durch die Luft schwang.

Doch eine Decke war es nicht, sondern ein Wesen, das in der Mitte glühte. Zwei rote Punkte waren dort zu sehen, kleine Kreise, bösartig, grausam und wild.

Eine Fledermaus!

Und sie war schnell.

Durch die Bewegung der Schwingen gerieten auch die Nebelschwaden in eine gewisse Unruhe. Sie wurden durcheinandergewirbelt, sie rollten und dehnten sich, sie waren wie Fahnen, gegen die der Wind blies, und auch der Werwolf spürte, daß etwas nicht stimmte.

Auf halbem Weg zwischen der Leiche und dem Fenster blieb er stehen. Er riß die Arme hoch, er knurrte, dabei drehte er sich um, beobachtet von den starren Blicken des Lehrers.

Noch in der Drehung erreichte die Fledermaus ihr Opfer. Plötzlich faltete sie die Schwingen zusammen und verwandelte sich dabei in ein Dreieck oder einen breiten Pfeil, der sein Ziel nicht aus den roten Augen gelassen hatte. Beide prallten zusammen.

Die große Fledermaus hatte es geschafft, ihre Reißzähne in den Hals des Werwolfs zu schlagen. Dick Donovan sah sogar den Ruck, mit dem sie sich festbiss und die andere Bestie derart überraschte, daß diese zurücktappte.

Donovan kam sich vor wie in einem japanischen Monsterfilm.

Die Riesenfledermaus hackte weiter zu. Sie ruckte dabei, sie bohrte ihre Zähne tiefer in den Hals der anderen Kreatur, und sicherlich spritzte dort bereits das Blut ins Maul der Fledermaus.

Kampflos gab sich der Werwolf nicht geschlagen. Er versuchte mit allen Mitteln, sich seines Todfeindes zu entledigen. Er riß die Arme hoch. Die Hände waren zu Pranken geworden, mit scharfen Nägeln.

Sie bohrten sich in die Haut der Fledermaus, und er wollte sie endlich von seinem Hals fortzerren.

Aber ihr Biss war fest, mörderisch fest sogar.

Sie ließ nicht los.

Der Werwolf zerrte. Die Fledermaus zappelte mit ihren Schwingen. Donovan wußte nicht, wem von beiden er die Daumen drücken sollte. Das eine Monstrum war ebenso schlimm wie das andere, und dann hatte der Werwolf den richtigen Griff angesetzt.

Für Donovan war es zu dunkel, um alles genau sehen zu können.

Jedenfalls stemmte die zweibeinige Bestie den Vampir von sich, der trotzdem nicht loslassen wollte und seine Zähne noch immer in die Haut des anderen Monstrums gehackt hatte.

Sie zog sich sogar in die Länge, und Donovans Gesicht verzerrte sich, als er das sah.

Dann flutschte die Haut zurück. Die Fledermaus hatte loslassen müssen und landete am Boden.

Dabei sollte es nicht bleiben. Sie wollte sich sofort wieder in die Höhe schwingen. Diesmal aber war der Werwolf schneller. Er brachte sein rechtes Bein nach vorn und stemmte den krallenbewehrten Fuß auf den Flügel des Monstrums.

Sie hing fest.

Die Fledermaus versuchte es. Sie riß den Oberkörper hoch, ihre freie Schwinge bewegte sich hektisch auf und nieder, aber sie schaffte es nicht, sich aus der Umklammerung zu befreien, drehte dafür seinen dreieckigen Schädel zwischen den beiden Schwingen und starrte den Werwolf an.

Dick Donovan sah, daß aus dem Maul des Vampirs das Blut seines Gegners in dicken Tropfen fiel und auf den Boden klatschte. Beide waren sie geschwächt, aber keiner wollte aufgeben.

Der Werwolf hatte seinen Feind noch immer mit einem Fuß auf den Boden genagelt. Er gab ihn auch nicht frei, als er sich der halbhoch flatternden Fledermaus entgegenstürzte.

Dann griff er zu.

Mörderisch waren seine Pranken. Er heulte schaurig auf, als sich die Krallen in die Haut der Fledermaus hineinbohrten.

Er riß sie hoch.

Das andere »Tier« wollte beißen, aber der Werwolf war stärker. Er hatte sich zudem noch zur Seite gedreht, als wollte er dem Zuschauer jedes Detail präsentieren.

Wie eine Ramme fuhr die rechte Pranke in das Gesicht der Fledermaus. Sie durchbohrte und zerhieb den Kopf. Fetzen flogen davon, flatterten hinein in den Nebel und sanken zu Boden.

Der Werwolf war noch nicht fertig.

Wieder packten seine Pranken zu, und diesmal hatte er die noch freie Schwinge der Fledermaus erwischt. Er zerrte sie höher, und dann bewegte er sich wie jemand, der ein großes Stück Pappe zerreißen will.

So geschah es auch mit der Schwinge.

Sie wurde eingerissen, sie fiel in zwei Hälften zu Boden, und der Werwolf gab auch die nächste Schwinge frei, aber nur, um gedankenschnell nach ihr zu greifen, sie dann hoch zuzerren, um sie dann ebenfalls zu zerreißen.

Dick Donovan hörte zum zweitenmal das Geräusch, und wieder hinterließ es auf seinem Rücken einen eisigen Schauer.

Die Reste schleuderte der Werwolf weg, aber er war noch nicht fertig. Es existierten weiterhin Teile des Vampirschädels. Um sie zu

vernichten, trampelte er darauf herum, als wollte er sie tief in die Erde hineinstoßen.

Der Lehrer stand am Fenster wie eine frisch gebleichte Statue und schüttelte den Kopf. Er faßte es nicht. Das alles war für ihn abgelaufen wie ein schlimmer Film, nur befand er sich nicht im Kino, er sah den siegreichen Werwolf direkt vor sich, der sich nun, zusammen mit einigen Nebelschleiern, drehte.

Die Bestie hatte den Menschen nicht vergessen!

Und Dick Donovan war ehrlich genug, sich einzugestehen, daß er gegen den Werwolf nicht die Spur einer Chance hatte. Die Bestie brauchte nur eine geringe Distanz zu überwinden, dann war sie da und konnte sich ihn durch das offene Fenster greifen.

Tat sie es, tat sie es nicht?

Dicks Spannung stieg. Es wäre normal gewesen, wenn er sich die Menschen geholt hätte. So etwas wie eine logische Folge seiner magischen Existenz, und der Lehrer dachte auch darüber nach, wie er sich gegen das Untier wehren konnte.

Es gab keine Chance. Er und Sally konnten sich ihm nur durch Flucht entziehen, aber nicht nach vorn hinaus, wenn, dann durch ein Fenster oder durch eine Tür an der Rückseite.

Diese Reaktion wäre normal gewesen, und doch blieb Dick Donovan am Fenster stehen. Es lag auch nicht an ihm, sondern einzig und allein an der Bestie.

Sie benahm sich so verändert und ungewöhnlich. Er zeigte nicht mehr die gleiche Sicherheit wie zuvor. Seine Bewegungen waren nicht mehr die gleichen. Immer wieder griff er sich an den Hals, als wollte er das Fell und die Haut dort mit seinen Pranken noch weiter aufreißen. Dabei sah er aus wie jemand, der nicht mehr wußte, wie er sich und in welcher Richtung er sich bewegen sollte.

Er ging mal nach vorn, dann zur Seite. Er schwankte bei seinen Bewegungen. Die Bestie torkelte, und sie hatte Mühe, ihre mächtigen Beine vom Boden abzuheben. Dabei reckte sie sich und hielt die Schnauze in die Höhe gestreckt. Das Maul zuckte. Noch immer umwallten ihn die Nebelwolken. Er stand aber zugleich noch im helleren Schein der Außenleuchte, und der Lehrer bekam mit, daß aus der Schnauze gelblicher Geifer rann, als wäre zuvor in der Kehle Waschpulver aufgeschäumt.

Dann schüttelte er seinen Schädel, drehte seine Front noch einmal dem Haus entgegen, aber Dick Donovan hinter dem offenen Fenster wußte, daß ihm keine Gefahr drohte.

So war es auch.

Die Bestie zog sich zurück. Sie dachte nicht mehr daran, es bei einem Menschen zu versuchen. Schwerfällig bewegte sich die Kreatur in den Nebel hinein, die Arme ebenso schlenkernd wie die Füße, und der

Lehrer hörte zum Abschied, wie die Krallen an den Füßen über den Boden kratzten. Wenig später war von diesem Unhold nichts mehr zu sehen.

Trotzdem stand Donovan da und starrte ihm nach. Er schaute ins Leere. Seine Augen standen weit offen, der Mund war ebenfalls geöffnet. Er atmete, und es hörte sich an wie ein Schlürfen, als wollte er den Nebel trinken, der ihm entgegenwehte.

Warum war der Werwolf geflohen?

Die Fragen bauten sich in seinem Gehirn auf. Und zur Frage gehörte eine Antwort, auf die er auch kam. Seine Rettung hatte er dem Vampir zu verdanken. Auch wenn die Fledermaus jetzt vernichtet worden war, so war es ihr zuvor allerdings gelungen, das Blut der Werwolf-Bestie einzusaugen und es zu trinken.

Es hatte ihn geschwächt.

Er mußte fliehen, sich verstecken. So lange warten, bis er sich wieder gefangen hatte, falls er es überhaupt schaffte. Wahrscheinlich aber war ihm dies nicht möglich, da hatte er einfach zuviel Blut verloren.

»Dick…?«

Sallys Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. Sehr mühsam drehte er sich um.

Seine Freundin hatte ihren Platz nicht verlassen. Nach wie vor saß sie verschüchtert in ihrem Sessel, und sie schaute Dick aus großen, ängstlichen Augen an.

Er ging einige Schritte auf Sally zu und blieb stehen. »Der Werwolf ist verschwunden.«

Die Frau begriff es zunächst nicht. »Wirklich?«

»Ja.«

Er legte ihr beide Hände auf die Schultern, hörte ihr »Warum«, doch darum kümmerte er sich nicht, denn er sprach mit ihr über das, was ihm in den letzten Sekunden durch den Kopf geschossen war. »Ich werde hinausgehen, Sally, und nachschauen. Ich werde es tun müssen. Es ist besser für uns.«

Sally staunte und hatte Angst zugleich. »Du… du … willst ihm tatsächlich nach?«

»Ja.«

»Das ist doch lebensgefährlich.«

»Nicht mehr.«

Sie faßte es nicht, suchte nach Worten und flüsterte: »Nenn mir den wahren Grund, Dick.«

»Es ist meine Neugierde, Sally. Ich… ich … will mehr wissen. Ich will erfahren, was mit ihm geschehen ist. Und ich möchte auch etwas über die Hintergründe herausfinden. Irgendwie muß er ja zu dem geworden sein, was er ist.«

»Es ist nicht deine Aufgabe, daran zu denken.«

»Doch, das ist es.«
Sie faßte nach seiner Hand. »Bitte, bleib hier.«
»Nein, Sally.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht. Ich bin uns schuldig und...«
»Uns?« Plötzlich mußte sie lachen. Ihre Augen wurden schmal.
»Hast du denn mal darüber nachgedacht, was *uns* das bedeutet?«
Sie bekam mit, daß ihr Freund einen Schritt zurücktrat. »Uns, das bin nicht nur ich, das sind auch die anderen Menschen. Was bringt es uns allen denn, wenn du getötet wirst?«
»Ich werde nicht getötet. Es ist eher umgekehrt. Er kann mir nichts mehr tun, er ist zu schwach, die Fledermaus hat ihn geschwächt. Wahrscheinlich wird er vergehen.«
»Dann laß ihn vergehen!« schrie sie und sprang gleichzeitig in die Höhe. »Laß ihn doch vergehen!«
»Sally!« Dick redete mit beschwörender Stimme. »Es geht hier nicht nur um uns. Es geht auch um Fieldham und seine Bewohner. Im Gegensatz zu uns sind sie ahnungslos, aber wir können sie warnen und ihnen von der Gefahr berichten, in der sie schweben. Das müßte doch auch in deinem Interesse sein, verdammt noch mal! Wir hier in Fieldham sind eine Gemeinschaft, da ist der eine für den anderen da, das weißt auch du. Ich bringe es einfach nicht über mich, hier im Haus zu bleiben und mich zu verkriechen.«
Sally brachte ihr letztes Argument vor. »Aber du hast keine Waffe, Dick. Du kannst dich doch nicht mit den bloßen Händen gegen dieses Monstrum verteidigen.«
»Es ist wahrscheinlich nicht mehr am Leben. Schon als es floh, war es völlig down. Ich rechne damit, daß es sich irgendwo verkrochen hat und in den letzten Zügen liegt. Was die Waffe angeht, so besitze ich noch immer den Rosenkranz.«
»Und der soll helfen?«
»Hättest du ihn mir sonst gegeben?« fragte er zurück.
Sally gab nach und auch auf. »Tu, was du willst«, flüsterte sie. »Ich kann dich nicht halten, aber gestatte mir, daß ich eine verdammte Angst um dich habe.«
»Ich habe ja selbst Angst«, gab er zu, wobei er versonnen ins Leere schaute, als wäre er dabei, seine endgültigen Gedanken noch einmal zu sammeln. »Aber manchmal gibt es Situationen, wo ein Mensch den Graben einfach überspringen muß. Das ist er sich selbst schuldig.«
»Bist du Gary Cooper in High Noon?«
»Nein.«
»Aber so ähnlich, wie?«
Dick Donovan hob die Schultern und ging dorthin, wo seine Jacke hing. Sally folgte ihm nicht mehr. Sie schaute zu, wie er sie sich überstreifte. Dann drehte sie den Kopf zur Seite, denn sie wollte nicht,

daß er ihre Tränen sah.
»Ich bin gleich zurück, Sally.«
Sie nickte nur und preßte die Lippen hart zusammen.
Dick zog die Tür auf. Ein kühler Luftstrom wehte in das Haus und ließ beide frösteln. Sally kam er vor wie ein Gruß aus dem Jenseits.
Sie hatte Mühe, nicht loszuschreien. Zudem kannte sie ihren Freund.
Was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte er auch durch. Er ging den Dingen auf den Grund und setzte sich stets für die Schwachen und Unterprivilegierten ein.
Das war schon immer so gewesen, und das hatte Sally auch an Dick bewundert.
Als sie hochschaute, war die Tür geschlossen. Sally fühlte sich so entsetzlich allein…

***

Sie also – Morgana Layton!
Ich war noch immer ein wenig benommen, aber nicht zu benommen, um dies als Traum anzusehen. Was sich hier abspielte, war ein Teil der Wirklichkeit. Ich erlebte keine Halluzination, es war tatsächlich Morgana Layton, die sich in dem hellen Kreis abmalte. Eine schöne Frau und zugleich Bestie. Sie zeigte überdeutlich, wie nahe Schönheit und Tod nebeneinander liegen konnten.
Furchtbar für jemand, der sie zum erstenmal sah. Ich aber kannte sie, ich wußte sehr genau, was mit ihr los war, ich empfand auch nicht die tiefe, intensive Furcht, und auch der erste Schreck war verschwunden, der mich bei ihrem Anblick erwischt hatte. Ich war, um ein Modewort zu gebrauchen, cool geworden, denn jetzt fragte ich mich, was sie von mir wollte.
Im Krankenhaus damals hatte sie mich gewarnt. Ich sollte mich nicht mehr in ihre Angelegenheiten einmischen. Sie hätte davon ausgehen müssen, daß ich mich an ihren Rat nicht halten würde, denn es war einfach meine Pflicht und gehörte zu meinem Job, mich um derartige Wesen zu kümmern. Vor allen Dingen dann, wenn Menschen in Mitleidenschaft gezogen wurden, wie es ja der Fall gewesen war, denn sechs Männer waren damals durch ihre Helfer gebissen worden.
In dieser Nacht war sie allein!
Sie malte sich als Umriß im winterlichen Mondlicht ab, und sie war im eigentlichen Sinne des Wortes auch keine Wölfin, sondern eine Frau.
Ich wußte allerdings, daß Fenris, der Götterwolf, seine schützende Hand über sie ausbreitete, denn er war derjenige, der als mythologische Gestalt über allem schwebte. Ich wußte es, seit ich das schreckliche Abenteuer damals in der Werwolf-Schlucht erlebt hatte.
Ich ging auch davon aus, daß sie keinen Kampf wollte. Den Grund

dafür konnte ich nicht nennen, es war einfach so.

Dann geschah etwas, das mich verwunderte. Sie schob sich innerhalb des hellen Lichtkreises vor, oder zumindest sah es so aus, denn dieses Licht war nicht dreidimensional, sondern einfach nur flach.

Aber ihre Konturen nahmen an Schärfe zu, und genau das hatte sie auch gewollt. Sie »schwamm« mir entgegen, ohne allerdings ihren Lichtkreis zu verlassen, und ich merkte, daß sie jetzt den Kontakt aufnehmen würde.

Keine Täuschung.

Ich hörte ihre Stimme.

Klar und rein erreichte sie meine Ohren, und Morgana begann mit einer Frage. »Warum bist du mir gefolgt?«

Ich wunderte mich noch immer und schüttelte leicht den Kopf. »Es tut mir leid, aber ich bin dir nicht gefolgt.«

»Dann wärst du nicht hier.«

»Moment, so einfach ist das nicht. Ich bin der Saat gefolgt, die du gelegt hast. Sie ist aufgegangen, das weißt du selbst. Die Verletzten aus dem Krankenhaus haben sich in das verwandelt, zu dem du den Keim gelegt hast.«

»Das sollte so sein.«

»Und du weißt genau, daß ich es nicht akzeptieren kann, Morgana. Wir sind Feinde. Ich bin angetreten, um die magische Pest zu bekämpfen, und dazu gehören auch deine Werwölfe.«

»Es geht nicht darum, was du denkst, Sinclair. Du hast dich in ein Spiel eingemischt, das ich nicht unterstützen kann. Es ist allein meine Sache, was hier geschieht.«

Ich hatte meine Sicherheit längst wieder zurückgefunden und fragte: »Ist es tatsächlich deine Sache?«

»Ja.«

»Das glaube ich nicht.«

»Gib die Menschen auf! Du wirst sie sowieso nicht retten können, Sinclair.«

Ich lächelte. »Du brauchst sie, nicht wahr? Aber du bist dir deiner Sache nicht sicher. Es ist etwas passiert, daß dir nicht passen kann, Morgana. Und das habe ich herausgefunden.«

»Ach ja? Was denn?«

»Es kam euch jemand dazwischen. Jemand, der nicht so aussah wie ihr, der allerdings im weitesten Sinne zu euch gehört. Oder sollte ich mich geirrt haben, als ich den Vampir sah, der deinen Werwolf angriff?«

Ich spekulierte jetzt, denn genau hatte ich den Kampf zwischen den beiden nicht beobachtet, aber ich hatte durchaus aus den Spuren lesen können. Die waren deutlich genug gewesen.

An ihren Augen erkannte ich, daß ich ins Schwarze getroffen hatte.

Sie blinkten für einen Moment auf, und plötzlich sah die Scheibe aus, als wollte sie sich nach innen wölben. Morgana drang nicht in das Zimmer ein, sie blieb draußen. Ihre Gestalt wurde auf einmal sehr klar, sie hob sich sogar von dem hellen Licht deutlich ab. Ich sah nicht nur ihre Augen wie zwei kalte, böse Spiegel, auch die Haut war zu sehen, und zum erstenmal bekam ich mit, daß Morgana Layton keine Kleidung trug. Sie war nackt, obwohl sie angezogen aussah. Das aber lag an ihrem weichen und gleichzeitig dichten Fell, das den Körper bedeckte und etwa in Höhe ihrer Brüste abnahm, so daß die Schulter und das Gesicht von ihm nicht bewachsen waren.

Beide sahen so menschlich aus. Und irgendwo beschrieb das auch ihren Charakter. Sie war noch immer so etwas wie eine Mischung aus Mensch und Bestie, handelte aber eher im Sinne ihres Beschützers Fenris, also mehr wie ein Werwolf.

»Es ist nicht dein Spiel, Sinclair!« erklärte sie. »Verschwinde, denn weder du noch dein Freund haben das Recht, sich darin einzumischen. Ich allein werde es mit meinen Helfern durchstehen. Ich werde die andere Seite zurückschleudern, die versucht hat, mich in meiner Macht zu beschränken. Die es einfach nicht einsehen will, daß es neben ihr auch andere gibt, die etwas zu sagen haben.«

»Dann meinst du die Vampire?«

»Ja!«

»Endlich eine klare Antwort, Morgana!« rief ich ihr entgegen.

»Wunderbar, denn nun sehe ich klar. Vampire gegen Werwölfe. Aber nicht nur das, Morgana. Ist es nicht letztendlich auch ein Kampf zwischen zwei Personen, die nach der Macht streben? Zwischen dir auf der einen und dem Anführer der Vampire auf der anderen Seite? Ich brauche da nur einen Namen zu erwähnen. Will Mallmann! Oder soll ich Dracula II sagen?«

Ich erwartete ihre Antwort, die auch prompt erfolgte. »Ja, du hast recht, Sinclair. Es geht nicht nur um mich, sondern auch um ihn. Er will nicht, daß wir nebeneinander existieren. Er hat sich seine Welt erschaffen. Er haust in der Vampirwelt und schmiedet dort seine Pläne. Er ist derjenige, der immer wieder nach Möglichkeiten sucht, sein Reich zu erweitern. Wir stören ihn dabei. Werwölfe und Vampire haben die gleichen Wurzeln, und Mallmann denkt, uns so besser bekämpfen zu können. Das weiß ich, und ich habe die Fehde angenommen.«

»Also schickst du deine Werwölfe gegen Mallmanns Vampire?«

»Ja. Deshalb habe ich sie mir damals ausgesucht. Ich brauchte Helfer, die noch nicht sofort zu Werwölfen würden. Ich füllte sie mit dem kalten Licht des Mondes, das unser aller Lebenselixier ist, aber nur ich wußte, daß die Verletzungen nicht alle geheilt waren. Es war nur eine Heilung auf Zeit. Zur richtigen Stunde würde die Saat aufbrechen, und

sie ist aufgebrochen. Der Kampf hat begonnen, der Kampf wird entscheiden, und es ist allein eine Sache zwischen Vampiren und Werwölfen. Nichts für euch, Sinclair. Aber ich kenne dich«, fuhr sie fort. »Ich weiß, daß du so leicht nicht nachgeben wirst, wahrscheinlich gar nicht. Du missachtest jede Warnung. Auch meine Worte hier wirst du vergessen. Es kann aber sein, daß du zwischen den Fronten zerrieben wirst. Wenn ich ehrlich sein soll, hoffe ich sogar darauf. Ich hätte es gern und hier mit dir ausgefochten. Es ist mir leider nicht möglich, weil ich mich anderen Aufgaben widmen muß. Ich kann meine Wölfe nicht allein lassen. Die Vampire sind bereits da, sie beobachten, sie greifen an, und es ist zu ersten Kämpfen gekommen. Zieh dich mit deinem Freund zurück, oder ihr werdet zerrieben.«

Ich gab keine Antwort und schaute die Person nur an. Nach einer Weile schüttelte ich den Kopf, wobei ein Lächeln über meine Lippen glitt. »Nein, Morgana, so haben wir nicht gewettet, und das weißt du. Wir kennen uns, wir kennen uns gut, auch wenn wir auf verschiedenen Seiten stehen. Nichts von dem, was du sagst, wird eintreffen. Du wirst nicht gegen Dracula II gewinnen können, aber er wird es ebenfalls nicht schaffen, dich zu vernichten. Ihr werdet euch gegenseitig schwächen, und das, Morgana, ist dann unsere Chance.«

Sie hatte mir zugehört, ohne sich zu bewegen. Ich kam nicht umhin, die klare Schönheit ihres Gesichts zu bewundern. Als Frau wäre sie ungemein attraktiv gewesen, nur war sie gleichzeitig eine Bestie, und sie lebte im Mondlicht, als hätte ihr der Erdtrabant einen Teil seiner Kraft abgegeben.

Ein letztes Nicken.

Dann sah ich, wie der Lichtkreis schwächer wurde. Auch Morgana selbst verwandelte sich. Es sah aus, als wäre sie dabei, sich zurückzuziehen. Während sie vor der Scheibe schwebte, entwickelte sie sich zu einem kräftigen Schatten.

Und sie zeigte, daß sie auch zur anderen Seite gehörte, denn ein schauriges Heulen malträtierte meine Ohren.

Dann war sie weg.

Ich saß allein auf der Bettkante, aber ich fragte mich nicht, ob ich einen Traum erlebt hatte.

Nein, das war echt gewesen, verdammt echt sogar. Und Morgana hatte mir einen Blick in die nähere Zukunft gestattet, so daß ich wußte, daß einiges auf uns zukommen würde.

Ein leises Räuspern ließ mich herumfahren. Plötzlich sah ich Suko, der von der Tür auf mein Bett zuschritt. Er nickte dabei. Daß er mein Zimmer betreten hatte, war mir nicht aufgefallen.

Neben mir blieb er stehen. »Ich habe alles gehört, John.«

»Dann brauche ich nichts mehr zu sagen.«

»Nein, das brauchst du nicht«, sagte er leise und ließ sich auf dem simplen Holzstuhl nieder. »Ich wollte mich gerade ausziehen, als mir der Schein auffiel und ich sehr schnell feststellte, daß er sich auf dein Fenster konzentrierte. Nun ja, es war leicht, die Dinge zu addieren. Du hast nicht gehört, wie ich dein Zimmer betrat, Morgana hatte dich in ihren Bann geschlagen. Wäre mir aber ähnlich ergangen…«

»Klar. Und was sagst du dazu?«

»Erst mal, daß sie Bescheid weiß. Sie muß uns unter Beobachtung gehalten haben, ohne daß wir sie bemerkten. Ist auch nicht verwunderlich, nach dem, was mit Bill Jackson passierte. Jetzt aber scheinen wir sie echt zu stören. Wenn ich ihre Worte richtig interpretiere, kann es zum großen Rendezvous der Bestien kommen, zum großen Kampf zwischen Vampiren und Werwölfen, wobei wir sicherlich davon ausgehen müssen, daß auch Freund Mallmann mitmischt.«

»Das hoffe ich sogar.«

»Warum? Denkst du noch immer, daß wir die lachenden Dritten sein können, John?«

»Ja, das denke ich!« erwiderte ich mit harter Stimme. »Und es ist mir auch verdammt egal, wer die eine oder den anderen endgültig zur Hölle schickt. Ich habe nicht mehr den Ehrgeiz vergangener Jahre, alles selbst tun zu wollen. Wir könnten die Zuschauer sein und für eine Art Schadensbegrenzung sorgen.«

»Das ist nicht schlecht gedacht.«

»Dann bist du auch einverstanden?«

»Immer.«

»Und weiter?« fragte ich.

»Wie meinst du?«

»Ganz einfach, Suko. Glaubst du daran, daß wir Mallmann und die Layton in Fieldham treffen?«

Suko überlegte einen Moment. »Der Ort ist mir zwar nicht bekannt, ich könnte mir allerdings vorstellen, daß sie ihn nicht grundlos ausgewählt haben.«

»Und daß er bereits besetzt ist. Von Werwölfen ebenso wie von blutgierigen Vampiren.«

»Ja, das auch.«

»Gut, und wie geht es weiter?« Ich schaute zum Fenster. Hinter der Scheibe mischten sich Dunkelheit und Nebel miteinander. »Ich denke dabei an uns. Sollen wir jetzt fahren oder erst morgen früh?«

»Nicht jetzt. Es würde nichts bringen, John. Wir brauchen etwas Ruhe, zudem hat Morgana im Prinzip ja von der Zukunft gesprochen, auch bei ihren Aktivitäten. Und die Zukunft beginnt eben morgen.«

»Das stimmt.«

Suko stand auf. »Dann wünsche ich dir noch so etwas wie eine

angenehme Restruhe.«

Ich verzog den Mund. »Hört sich an wie Restrisiko.«

»Damit müssen wir doch leben – oder?«

»Leider.«

Er ging zur Tür und verschwand. Ich stand kurz danach auf und nahm denselben Weg, um von innen abzuschließen. Hose und Hemd ließ ich an, als ich mich ins Bett legte.

Leider träumte ich, nachdem ich rasch eingeschlafen war.

Von Werwölfen und Vampiren, die sich gegenseitig zerfleischten und einen kleinen einsamen Ort wie Fieldham in ein Meer von Blut verwandelten…

***

Der Nebel legte sich wie kalte Schals um seinen Hals, und Dick Donovan stand zitternd vor der Tür, wobei er nicht wußte, ob er sich richtig verhalten hatte oder nicht.

Er hatte einen inneren Drang verspürt, das Haus zu verlassen. Es war ihm vorgekommen wie ein ferner, verzweifelter Ruf, der ihn erreichte, und er mußte ihm folgen.

Wo er hingehen sollte, wußte er nicht. Am äußeren Rand des Scheins blieb er stehen. Neben ihm lag Freddy Line. Dick Donovans Kehle wurde eng. Er wußte nicht, ob er sich Freddy genau anschauen sollte, entschied sich dann dafür, in die Knie zu gehen, um genauer sehen zu können, was mit dem Alten passiert war.

Die Kehle war ihm durchbissen worden. Er hatte keine Chance gegen eine Bestie gehabt, die nach dem Kampf mit der Fledermaus untergetaucht war.

Wohin?

Hockend schaute sich der Lehrer um, aber der Nebel war zu dicht.

Er war sogar noch schlimmer geworden. Er verbarg alles, das Gute ebenso wie das Böse.

Freddy Line war nicht mehr zu helfen. Dick sprach trotzdem ein kleines Gebet, bevor er weiterging und den Kampfplatz von Vampir und Werwolf erreichte.

Er rechnete damit, Reste zu finden und hatte sich nicht geirrt. Bei genauerem Hinsehen, auch im Schein der Taschenlampe, die Dick bei sich trug, sah er die grauen Fetzen und Teile des zertrümmerten Kopfes, eben die Reste eines Monstrums, das es leider nicht geben durfte.

Donovan ballte die Hände. Das Monstrum war da. Er hatte es gesehen. Und es gab sie nicht nur in einer Form oder Art, sie waren verschieden, zum einen der Wolf, zum anderen der Vampir. Und beide hassten sich, beide bekämpften sich, weil nur einer von ihnen überleben durfte. Soviel glaubte er inzwischen herausgefunden zu

haben. Es ging nicht nur um die Menschen, es ging auch um die beiden verschiedenen Arten von Monstren, wobei die eine der anderen nicht die Chance bot, um überleben zu können. Nur eine Art sollte weiter existieren. Wer das letztendlich war, konnte Donovan nicht sagen. Nur kam er sich vor wie jemand, dem plötzlich ein Licht aufgegangen war.

Die Fledermaus oder den Vampir hatte er vergessen. Seine Gedanken drehten sich um den Wolf, der sich verletzt in den Nebel zurückgezogen hatte. Vielleicht war er an seinen Wunden und seinem Blutverlust bereits gestorben. Möglicherweise lag er auch irgendwo und hauchte sein Leben in mehreren Etappen aus. Nichts war sicher.

Aber Donovan wollte eine Sicherheit bekommen. Er wollte sich nicht mehr mit irgendwelchen Vermutungen zufrieden geben. Er hatte den Graben übersprungen und seine Furcht zurückdrängen können.

Er war jetzt froh, allein zu sein. Niemand sah ihn. Und wenn, dann war er nicht mehr als ein sich bewegendes Licht im Nebel. Sehr schwach, kaum erkennbar, wobei man ihn erst recht nicht sah, sondern nur den bleichen Fleck.

Dick leuchtete den Boden ab. Der Strahl der Lampe zerfaserte, obwohl er sie tief hielt. Über dem Boden glitten die Schwaden dahin.

Im Licht sahen sie aus wie ein helles Gespinst. Es gab nichts, was das Monstrum Nebel nicht umarmt hätte.

Zwar stand Dick mit beiden Füßen auf dem Boden. Trotzdem sah es so aus, als würde er schweben. Bei jedem Schritt hatte er den Eindruck, in ein Loch zu fallen. Daran mußte er sich erst gewöhnen.

Dick hatte damit gerechnet, nasse Flecken zu entdecken. Es war ein Trugschluss gewesen. Auf dem sowieso schon feuchten Boden hoben sich keine Blutstropfen ab.

Der Lehrer wandte sich in die Richtung, in die auch die Bestie verschwunden war. Dabei hoffte er, daß sie nicht irgendeinen Zickzackkurs gelaufen war, denn dann wäre alles vergebens gewesen. Das Schicksal des alten Freddy Line vergaß er nicht, und wenn er daran dachte, daß er als einzige »Waffe« einen Rosenkranz bei sich trug, dann wunderte er sich über seinen eigenen Mut.

Weitermachen, nicht aufgeben. Eins werden mit den grauen Schleiern und den Schatten der Häuser und kleinen Ställe, die hin und wieder auftauchten.

Er hatte die Straße verlassen. Links von ihr suchte er weiter. Die Spuren blieben nach wie vor verschwunden. Allmählich glaubte Dick, sich geirrt zu haben.

In seinem Kopf festigten sich Bilder. Hervorgerufen durch ängstliche Gedanken und Vorstellungen. Er sah sich selbst vom Haus weggelockt, damit die Bestie freie Bahn hatte. Freie Bahn für Sally, denn sie befand sich allein.

Nur das nicht! hämmerte er sich ein. Um alles in der Welt, nur das nicht! In seinem Kopf drehten sich plötzlich die Gedanken wie ein mächtiger Kreisel. Hinter den Schläfen tuckerte es. Der Gedanke, daß Sally etwas passiert sein könnte, machte ihn ganz verrückt.

Sah so der Plan des Werwolfs aus?

Ein ungewöhnliches Geräusch riß ihn aus seinen Überlegungen. Es war ein unheimlicher Laut. Vielleicht auch deshalb so unheimlich, weil ihn die Nebelschwaden noch mehr verzerrten oder auch dämpften. Jedenfalls bildete Dick sich den Laut nicht ein.

Er ging nicht mehr weiter. Jeder Schritt hätte ihm etwas von seiner Konzentration genommen. Für ihn stand fest, daß dieses Winseln nicht von einem Menschen stammte. Es mußte der Werwolf sein, der sich in irgendeine Ecke zurückgezogen hatte.

Aber wo?

Es hatte keinen Sinn, auf sich selbst aufmerksam machen zu wollen. Er mußte die Kreatur finden und hatte insofern Glück, daß das Winseln nicht verstummte.

Unter seinen Füßen wurde das graue Wintergras zusammengedrückt. Den Weg hatte er längst verlassen. Schattenhaft erschien ein Gitter vor ihm, als das wolkige Licht der Taschenlampe daran entlang streifte. Es war kein Gitter, sondern ein Zaun, der eine Weidefläche abgrenzte. An bestimmten Stellen standen die Pfosten sehr dicht zusammen, so daß sie aussahen wie ein Gitter.

Und darin hatte sich die Bestie verfangen!

Der Lehrer wußte es sofort, als er den klumpigen Schatten entdeckte. Er paßte nicht dazu, er bewegte sich auch, und das Winseln verstärkte sich nicht, auch als er näher an den Schatten herantrat.

Dick Donovan kam so nahe an sein Ziel heran, daß der durch den Nebel wolkig aussehende Kegel der Lampe das Ziel erfasste, und er wußte plötzlich Bescheid.

Das war die Bestie.

Sie lag vor ihm, sie war hilflos, sie jammerte und winselte. Er ging noch näher heran. Nun fiel ihm die ungewöhnliche Haltung des Werwolfs auf.

Die Bestie lag schräg auf dem Boden und dafür halbhoch, mit ausgestreckten Armen, wobei die Pranken die Gitterstäbe umklammerten, als sollten sie ihnen einen letzten Halt geben.

Das hatten sie nicht mehr geschafft. Sie konnten das Herausrinnen des Lebens nicht mehr aufhalten. Der Werwolf lag im Sterben, falls dieser Vergleich überhaupt paßte.

Dick war plötzlich aufgeregt. Er merkte es daran, daß seine rechte Hand zitterte, was sich ebenfalls auf den Strahl übertrug. Die Stirn hatte er in Falten gelegt, sich selbst noch geduckt, und wenig später glitt der Kegel über den Körper des Werwolfs, erfasste auch den

Bereich der Kehle, und der Lehrer sah, welch einen Schaden die große Fledermaus mit ihren Reißzähnen angerichtet hatte.

Sie hatte sich regelrecht festgebissen und gesaugt, und sie hatte mit brutaler Kraft Stücke aus dem Hals hervorgerissen.

Die Bestie war harmlos geworden. Ihre Pranken, die noch vor kurzem getötet hatten, lagen bewegungslos auf dem Boden, ohne die Kraft zu haben, sich abstemmen zu können.

Blut sickerte aus der Halswunde ins Fell und weiter auf den Boden.

Dick Donovan bewegte seine rechte Hand, um direkt in die Fratze des Werwolfs leuchten zu können.

Da stand das Maul offen. Geifer sickerte aus der linken Seite hervor. Die Augen zeigten längst nicht mehr die grausame Gnadenlosigkeit, wie Dick sie kannte. Sie waren verschleiert, als hätte jemand mit einem Pinsel darüber hinweggestrichen.

Die Bestie lag im Sterben.

Das Wimmern war leiser geworden. Wahrscheinlich deshalb, weil der Werwolf seinen Gegner entdeckt hatte. Zuckend bewegte sich die Schnauze, und auch die Pranken schabten über den Boden, als wollten sie ihn aufreißen.

Dick hörte ein scharfes Bellen, drehte sich und den Strahl der Lampe gleich mit.

Der Schatten eines Hundes huschte davon. Das Tier hatte sich heimlich herangeschlichen wie ein Aasfresser an die Beute, war aber dann erschreckt worden.

Ebenso erschreckte sich Donovan, als die Bestie wieder ein Stück dem Boden entgegensank. Sie drückte dabei den Stab eines Gitters zur Seite, der auch brach.

Dann lag sie auf der Seite. Den Kopf konnte sie nicht mehr bewegen, die Halswunde war zu tief. Dick dachte daran, daß ihn das gleiche Schicksal erwischt hätte wie den alten Freddy Line. Irgendwo war das Leben schon gerecht.

Er fühlte sich sicher, dem anderen überlegen, und er dachte daran, daß es eine günstige Gelegenheit war, die Wirkung des Rosenkranzes auszuprobieren. Er holte ihn aus der Tasche hervor und sprach die Bestie dabei gleichzeitig an. »Du wirst nicht mehr leiden müssen«, flüsterte er. »Keine Sorge, ich werde dein verfluchtes Dasein verkürzen.«

Der Rosenkranz lag jetzt frei.

Ein altes Erbstück. Seine Freundin hatte sich nie davon trennen wollen, obwohl sie nicht eben zu den gläubigen Menschen gehörte.

Doch in Situationen wie diesen erinnerte man sich eben wieder an die alten Gesetze, Zeichen und Talismane. Da war das Aufgeklärtsein seiner Zeit nicht mehr vorhanden, und es wurde wieder der Bogen zurück in die Vergangenheit geschlagen.

Sogar geweiht war der Rosenkranz…

Dick Donovan kniete neben der sterbenden Bestie. Er hatte die Lampe auf den Boden gelegt. Ihr Strahl war schräg gegen die liegende Gestalt gerichtet.

Als er den Rosenkranz nach vorn schwang, klimperten die kleinen Perlen gegeneinander. Ihm kam es vor wie das Geläut einer fernen, wunderbaren Glocke.

Um seinen Mund legte sich ein hartes und kantiges Lächeln. Die Augen blitzten auf. Es war wie ein inneres Luftholen vor der großen Tat. Dick hatte sich nie zuvor damit beschäftigt, und auch jetzt fürchtete er sich ein wenig davor. Doch die Bestie war verletzt, was sollte sie ihm noch antun?

»Da!«

Er mußte einfach reden, als er handelte und den Rosenkranz nach vorn drückte. Trotz der Verletzung hatte die Bestie etwas mitbekommen. Sie zuckte mit dem Kopf zur Seite, ein letztes Aufbäumen gegen den endgültigen Tod.

Zu spät.

Der Rosenkranz legte sich über ihren Kopf. Er rann an der Gestalt entlang in Richtung Hals, als wollte er sich in die Wunde hineindrücken und dort seihe Zeichen hinterlassen.

Das Maul klaffte auf.

Ein fürchterlicher Laut wehte in die graue, neblige Stille der Nacht hinein. Der Schrecken des Todes, das Erkennen der Bestie, daß es keinen Ausweg mehr gab, und der Schädel des Werwolfs zuckte, als wäre er von harten Stromstößen erschüttert worden.

Dann kippte er auf den Rücken.

Und genau dort, wo der Rosenkranz auf seinem Hals lag, da fingen die Reste der Haut an zu brennen. Da huschten plötzlich kleine blaue Flammen in die Höhe, wobei der nahe am Ziel hockende Mann keine Hitze spürte.

Statt dessen schaute er zu, wie der Schädel der Bestie vom Hals an zu einer schwarzgrauen Masse zusammenschmolz und die Augen zu einer weichen, wabbeligen Masse wurde, die allmählich auslief und in zwei Strömen über den Rest des Gesichts rann.

Auf irgendeine Art und Weise war Dick Donovan auch froh, vom Nebel umwallt zu sein. So bekam er nicht überdeutlich und detailgetreu mit, wie sich die endgültige Vernichtung der Bestie abspielte.

Er fürchtete nur um seinen Rosenkranz, zog ihn wieder an sich und betrachtete ihn so genau wie möglich.

Seine Befürchtungen bestätigten sich nicht. Der Rosenkranz war heil geblieben.

Dick Donovan atmete auf und erhob sich gleichzeitig. Er stand, und

seine Beine zitterten. Schweiß bedeckte sein Gesicht. Die Zunge lag in seinem Hals wie ein grauer Pelz. Er schlug die Hände vor sein Gesicht und konnte es kaum fassen, daß es ausgerechnet ihm gelungen war, ein derartiges Monster zu vernichten.

Plötzlich mußte er lachen, während er nach vorn torkelte und sich dabei mit einer Hand am Zaun festhielt. Er schüttelte den Kopf, er lachte, griff dann ins Leere, als er das Ende des Zauns erreicht hatte, was er aber zu spät bemerkte.

Dick fand sich am Boden wieder, den Rosenkranz umklammert, das Gesicht verzerrt und naß, als wäre es mit Wasser besprüht worden, aber es zeigte trotz allem den Triumph, den er empfand, weil der Mensch diesmal über das Böse gesiegt hatte.

Es gab noch die ausgleichende Gerechtigkeit. Die Menschen mußten nur fest daran glauben, dann konnte alles wieder in die Reihe kommen. Es war einfach wunderbar, dies zu wissen, und als er aufstand, da schnellte sein rechter Arm mit der zur Faust geballten Hand nach vorn, als wollte er durch einen Schlag ein vor ihm stehendes Nebelmonster zu Boden wuchten.

Geschafft!

Er hatte es geschafft! Er hatte gesiegt! Er hatte das Unmögliche möglich gemacht. Er…

Das Heulen hörte er trotzdem…

Es lag plötzlich wie eine unheimliche akustische Decke über dem Ort und nahm Dick einen Teil seines Triumphs. Er hatte eine Bestie erledigt. Aber die anderen waren noch da. Sie lauerten, sie warteten ab, und er wußte nicht, wie viele es waren.

Dick schaute nach vorn.

Er sah den hellen, dunstigen Kreis wie ein Fanal im Nebel leuchten.

Entfernt oder nah?

Er wußte es nicht. Doch die Erinnerung an die Scheibe, die er auf seiner Fahrt zum erstenmal entdeckt hatte, drang wieder frisch in ihm hoch. Die vertrieb den Triumph und sorgte für ein anderes, ihm schon bekanntes Gefühl.

Die Furcht kehrte zurück…

***

Das morgendliche Frühstück in diesem kleinen Hotel war ebenso mies wie die Zimmer. Es hielt keinen Vergleich mit dem schmackhaften Sandwich in der Nacht stand, was Suko und mir allerdings nicht viel ausmachte, denn einen großen Appetit hatten wir nicht.

Beide hatten wir nicht besonders geschlafen. Mich hatte der Alptraum gequält, und Suko war im Schlaf, wie er sagte, immer auf dem Sprung gewesen, aus Furcht, etwas verpassen zu können.

Es war nichts passiert. Man hatte uns in Ruhe gelassen. Nach dem Duschen und dem Ankleiden hatte ich sofort aus dem Fenster geschaut und ein wenig Hoffnung bekommen, denn der Nebel hatte sich etwas verflüchtigt.

Wir aßen jeder zwei Scheiben Toast, tranken den Kaffee, der nicht schmeckte, und schauten hin und wieder der Bedienung zu, einer älteren Frau, die ebenfalls frühstückte.

Die Konfitüre war in Ordnung, vorausgesetzt, man mochte bittere Orangenkonfitüre mit Schalen darin. Mein Fall zumindest war es nicht. Suko schluckte das Zeug tapfer, grinste zwischendurch, trank seinen dünnen Tee, und dann war ich es, der auf eine Weiterfahrt drängte.

»Okay, meinetwegen. Willst du noch im Büro anrufen?«

»Nein.«

»Soll ich heute fahren?«

»Wie du willst.«

»Okay.«

Wir hatten unsere Taschen bereits gepackt und sie mit nach unten genommen. An der Rezeption stand jetzt eine mürrisch aussehende Frau mit kurzen grauen Haaren, die permanent gähnte, weil sie wohl schlecht geschlafen hatte.

Sie überreichte uns die Rechnung und fragte nicht mal, ob es uns gefallen hatte. Unsere Antwort wäre sowieso ehrlich ausgefallen, und das hätte ihr sicherlich nicht geschmeckt.

Fünf Minuten später saßen wir im Wagen, den Suko startete. Ich hatte zuvor die Scheiben vom feuchten Film gesäubert. Es war nasskalt. Die Temperatur lag ungefähr fünf Grad über dem Gefrierpunkt, und die Feuchtigkeit umschlang uns wie Mutterarme den Körper eines kleinen Kindes.

Motorways gab es hier nicht mehr. Wir mußten unseren Weg über Landstraßen finden, was gut klappte, bis der Nebel wieder dichter wurde. Die Landschaft verschwamm, und an manchen Stellen waren die Wälder nur als graue Schatten zu sehen.

Diese Zeit war mit dem Tod vergleichbar. Sie ließ die Natur sterben und brachte den Menschen Trauer und Depression. November, kein Monat, der geliebt wurde.

Ich mußte als Beifahrer schon sehr darauf achten, daß wir uns nicht verfuhren. In einem kleinen Ort hielten wir an und erkundigten uns nach dem Weg.

Nach Fieldham waren es noch zwanzig Meilen. Die aber hatten es in sich. Eine Gegend, die kaum bewohnt war. Enge Straßen jetzt, hineinführend in eine hügelige Landschaft.

Und irgendwann erreichten wir genau die Abzweigung, die nach Fieldham führte.

Mehr eine Piste als eine Straße. Schmal, gewunden und mit einem Belag versehen, der an verschiedenen Stellen aufgerissen war oder lange, querlaufende Spalten aufwies.

Fieldham war ein vergessener Ort. Als wir die ersten Häuser erreichten, entdeckten wir keinen Menschen. Allerdings konnten wir ein wenig durchatmen, weil sich der Nebel im Ort bereits aufgelöst hatte.

Spuren, die auf Werwölfe oder Vampire hindeuteten, entdeckten wir nicht. Auch Morgana Layton war uns auf dem Weg hierher nicht erschienen. Es war alles sehr ruhig, und selbst das Geräusch eines gestarteten Motors hörte sich fremd an.

»Das ist eine Welt für sich«, sagte Suko. »Hier gibt es nichts, was das Leben lebenswert macht.«

»Das ist wohl eine Einstellungssache. Wenn du immer hier gelebt hast, wirst du auch nichts vermissen. Und Heimat ist ein besonderer Flecken Erde.«

»Das stimmt allerdings.«

Wir hielten an, als wir unserer Meinung nach die Mitte des Ortes erreicht hatten. Hier standen die kleinen Steinhäuser etwas kompakter. Wir sahen Vorgärten und auch andere Gärten, um die Steinmauern gezogen waren, weil die Natur vor dem Wind geschützt werden sollte.

Parkplätze gab es genug. Suko ließ den Wagen ausrollen, schnallte sich los und schaute mich an.

»Was hast du?«

»Wo und wie sollen wir anfangen? Es ist wie so oft, wenn wir ein fremdes Dorf betreten. Es muß jemand geben, der…«

An meiner Seite schlurfte ein Schatten vorbei. Eine Person, die sich in einen weiten Mantel gehüllt hatte. Ob sie uns gesehen hatte oder nicht, das hatten wir nicht herausfinden können. Jedenfalls waren wir von ihr nicht zur Kenntnis genommen worden.

Das änderte sich bald, denn ich stieg aus und lief hinter der Gestalt her.

Als ich sie am rechten Arm berührte, hörte ich einen leisen Frauenschrei, dann drehte sich die Gestalt, und ich blickte in ein Gesicht mit großen Augen, in dem der Schrecken eingemeißelt stand.

»Geh weg!« keuchte die Person. »Geh weg, Unhold!«

Ich redete beruhigend auf sie ein, erzählte, daß ich Polizist war und mein Freund ebenfalls. Suko hatte nichts mehr im Wagen gehalten. Er wurde ebenso mißtrauisch von der Frau beäugt wie ich.

»Was wollen sie hier?« wurden wir gefragt.

Ich antwortete allgemein. »Können Sie sich das nicht denken? Sie wissen, was hier vorgefallen ist?«

Ich hatte genau ins Ziel getroffen, denn die Frau antwortete.

»Dann wollen Sie auch Freddy sehen?«

»Ja.«

Im faltigen Gesicht zeigte sich ein Lächeln ab. »Es ist zu spät. Es ist zu spät.« Sie lächelte weiter, und es wirkte irgendwo auch verloren.

»Viel zu spät für Freddy und für uns. Dick Donovan hat es uns gesagt, und er wird es uns jetzt zeigen, denn er hat den Toten in das alte Spritzenhaus geschafft. Dort sollen wir ihn sehen, um erkennen zu können, was noch auf uns zukommt.«

»Nehmen Sie uns mit?«

Die Frau überlegte. »Was soll mir passieren? Ich bin über siebzig und Witwe. Mein Leben liegt hinter mir. Kommen Sie, wenn Sie das Grauen erleben wollen.«

Es waren starke Worte, und wir waren gespannt, ob sie letztendlich auch zutrafen.

Wir ließen die Frau vorgehen, die um ihren Körper einen alten Mantel gehängt hatte, der oben schmal und unten weit geschnitten war, und die Person aussehen ließ wie eine Gestalt aus dem vergangenen Jahrhundert.

Suko und ich trieben uns beileibe nicht zum erstenmal in diesen einsamen Orten herum. Wieder einmal erlebten wir die typische Atmosphäre der Furcht und Bedrückung, die uns umgab und die einfach nicht abreißen wollte.

Die Häuser schienen verlassen zu sein. Man hatte hin und wieder noch das Licht brennen lassen. Die helleren Grüße sahen so fern aus.

Es war keine Nacht, aber der Nebel hatte doch wieder zugenommen und alles dichter werden lassen. Die Realität war vorhanden, nur hatte sie ihre Konturen verloren. Die Häuser »schwammen« auf dem Boden. Aus manchen Schornsteinen stiegen träge Rauchschwaden. Sie brachten den Geruch von Kohle und verbranntem Holz mit, bevor sie eins mit dem Nebel wurden.

Obwohl die Frau uns mitnahm, hielt sich ihr Vertrauen uns gegenüber in Grenzen. Von einer irrealen Gefahr hatte sie nichts erwähnt, und wir sahen auch weder einen Vampir noch einen Werwolf durch die Straßen geistern.

Noch war Zeit, uns einige Informationen zu holen. Suko und ich verständigten uns mit Blicken und hatten wenig später die Frau in die Mitte genommen.

Sie erschreckte sich nicht mal, ging stur weiter und hörte Sukos erste Frage. »Wer war Freddy?«

»War?« murmelte sie. »Ja, da haben Sie recht. Er ist tot.«

»Wer brachte ihn um?«

»Das weiß wohl keiner. Sollte es einer wissen, wird er sich hüten, es bekannt zugeben.«

»Warum?«

»Weil es so schrecklich ist. Freddy wurde auf grausame Art und Weise getötet. Man riß ihm den Hals auf. Man hat ihn regelrecht zerfetzt. Es war einfach grauenhaft.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Wir sind keine Zeugen gewesen. Der Lehrer Dick Donovan hatte ihn an seinem Haus gefunden, und er hat auch dafür gesorgt, daß er in das Spritzenhaus geschafft wurde. Vielleicht weiß er mehr. Es ist gut möglich, aber wir haben nicht gewagt, ihn zu fragen.«

»Ist er auch anwesend?«

Die Frau nickte, während sie ging. »Natürlich. Er wird uns wohl erklären, was vorgefallen ist, denn wir ahnen einiges, können aber nicht genau sagen, was in Fieldham vor sich geht.«

Sie marschierte weiter. Ich fing Sukos Blick auf. Ihm fielen keine Fragen mehr ein, so wollte er, daß ich sie stellte. »Sagen Sie, Madam, könnte es sein, daß sich Fremde in diesem Ort herumtreiben? Ist das möglich? Wurden sie vielleicht gesehen?«

Wir hörten sie kratzig lachen. »Ja, das kann schon stimmen. Aber keiner von uns weiß etwas Genaueres. Niemand hat sie gesehen, auch ich nicht. Wir alle haben unsere Vermutungen.«

»Und wie lauten die?«

»Das Böse ist da. Etwas Furchtbares ist über uns gekommen.« Die Frau wickelte sich noch enger in ihren Mantel, als könnte er ihr Schutz vor Gefahren bieten. »Das Böse ist überall. Es hat sich eingenistet, es ist wie ein großes Tuch, das sich über unseren Ort legte. Wir Menschen können nichts dagegen tun. Wir haben zu sehr gesündigt, jetzt werden wir bestraft. Mit Freddy Line hat es begonnen, andere werden folgen, und bald wird dieser Ort ausgestorben sein, weil es keine Menschen mehr gibt. Auch keine Hunde und Katzen. Nur noch Ratten, ja, Ratten, sie sind die einzigen, die überleben werden.«

Vielleicht hatte sie mit ihrem Pessimismus sogar recht. Nur wollten Suko und ich nicht, daß es soweit kam. Ratten sollten nicht überleben, wir Menschen waren wichtiger. Ich stemmte mich einfach gegen diese düstere Zukunftsaussicht, und ich versuchte, die Frau davon abzubringen, aber sie wollte auf kein Argument hören.

Wir waren nicht mehr allein. Durch einen schmalen Weg waren wir gegangen und hatten mittlerweile einen Platz erreicht, auf dem einige Holzstapel aufgeschichtet waren. Dahinter lag das Spritzenhaus. Früher einmal hatte es den Löschwagen beherbergt, diese Zeiten waren vorbei, jetzt diente es als Versammlungsraum, und auch vor dem. Haus standen einige Dorfbewohner beisammen. Sie hielten die Köpfe zusammengestreckt, flüsterten miteinander, und ihre Stimmen hörten sich an wie ein fernes Wispern, das aus den dünnen Dunstwolken drang.

Suko und ich waren einige Schritte zurückgeblieben. Wir wollten

nicht unbedingt auffallen und beobachteten, wie sich die Frau zu den anderen gesellte.

Die Tür zum Spritzenhaus stand offen. Im Gebäude selbst brannte Licht. Vor der Tür wehten einzelne Nebelschleier, die aussahen, als würde er aus hellen Geistern bestehen, die sich träge bewegten.

»Warten wir?«

Ich nickte. »Laß sie erst alle hineingehen. Wir machen dann den Schluß und halten uns im Hintergrund auf.«

Suko war einverstanden.

Es wurde über uns geredet. Wir konnten zwar nicht verstehen, was da gesagt wurde, aber die alte Frau berichtet schon, und es ließ sich nicht vermeiden, daß uns die übrigen Bewohner versteckte Blicke zuwarfen. Ob sie feindselig waren oder nicht, fanden wir nicht heraus. In diesen Dörfern allerdings mußten wir davon ausgehen, daß man Fremde nicht gerade mit offenen Armen empfing, und bei einer derartigen Lage, wie sie sich hier präsentierte, schon gar nicht.

Aus dem Innern des Spritzenhauses hörten wir die Stimme eines Mannes. Er rief auch die letzten hinein. Es war bestimmt der Lehrer, der hier das Kommando übernommen hatte.

»Sollen wir noch warten?« fragte Suko.

»Ja, bis die letzten verschwunden sind.«

Es kam anders. Anscheinend hatte es sich bis zu dem Lehrer herumgesprochen, daß sich zwei Fremde nach Fieldham verirrt hatten, denn als sich die Dorfbewohner im Spritzenhaus versammelt hatten, verließ eine Person das alte Gebäude.

Der Mann blieb wenige Schritte vor dem Eingang stehen. Er schaute sich suchend um. Wenn er uns sah, dann höchstens als Schatten, denn auch wir standen im grauen Dunst. Er sah uns trotzdem, zögerte, überlegte, gab sich einen Ruck und kam auf uns zu. Er ging zögernd, als wäre er sich seiner Sache nicht sicher.

Wir machten es ihm einfacher und gingen ihm entgegen. Als wir stehen blieben, hatte er Luft geholt und sich auch gesammelt. »Sie also sind die beiden Fremden, von denen Martha McQuinley sprach.«

»Ja«, sagte ich und stellte uns vor.

Das Misstrauen und die abwehrende Haltung des Mannes verschwanden, als er hörte, wer wir waren. Er war erleichtert, streckte uns die Hand entgegen, die wir der Reihe nach drückten, und stöhnte dann leise auf.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Wissen Sie, ich bin erleichtert, weil ich mich plötzlich nicht mehr so allein fühle, aber ich muß Ihnen gleichzeitig sagen, daß wir es hier nicht mit normalen Gangstern oder Gegnern zu tun haben, sondern mit…«, er hob die Schultern, »wie soll ich sagen …?«

»Werwölfen und Vampire?« fragte Suko.

Der Lehrer schrak zusammen. »Ja, genau. Mit Werwölfen und Vampiren.« Er schaute uns an, schüttelte dabei den Kopf. »Es will mir nicht in den Schädel, daß Sie diese Begriffe so locker aussprechen. Das ist doch nichts Normales.«

»Wir wissen, wovon wir reden.«

Dick Donovan war überrascht. »Stimmt das denn?« wollte er von mir wissen.

»Ja, es stimmt.«

»Aber wieso…?«

Ich unterbrach ihn durch ein Abwinken. »Dazu haben wir keine Zeit, Mr. Donovan. Bitte keine langen Erklärungen. Vertrauen Sie uns, okay?«

»Was bleibt mir anderes übrig? Ich bin bereit, nach jedem Strohhalm zu greifen.«

»Gut, dann möchten wir gern von Ihnen wissen, was sich hier ereignet hat und welche Rolle Sie spielen. Es hat einen Toten gegeben, der Freddy Line heißt.«

»Das ist richtig.«

»Bitte, Mr. Donovan.«

Er schaute sich noch einmal um. Die Bewohner hatten das Spritzenhaus betreten. Sie warteten auf den Lehrer, der aber blieb bei uns. Mit zitternder Stimme berichtete er von den Vorfällen, die in der vergangenen Nacht passiert waren.

Im Prinzip erfuhren wir nicht viel Neues. Er hatte Morgana Layton ebenso gesehen wie einen Werwolf und einen Vampir. Er berichtete uns von den beiden Bestien, und wir hörten auch, wie er das Sterben des Werwolfs erlebt hatte.

Das war selbst uns neu. Da hatte es ein Vampir geschafft, dem Monstrum so zuzusetzen, daß es vernichtet worden war. Kalt floss es unseren Rücken hinab, als wir daran dachten.

Werwölfe gegen Vampire.

Sie waren in der Lage, sich gegenseitig zu vernichten. Das mußte man erst einmal fassen.

»Glauben Sie mir?«

»Ja.«

Donovan war erleichtert und drehte Suko den Kopf zu, der ihn ansprach. »Hören Sie, Mr. Donovan, wie sollte es bei Ihnen weitergehen? Sie haben die Bewohner von Fieldham in diesem Spritzenhaus versammelt, und es muß einen Grund gehabt haben. Wollten Sie die Menschen vor dem Unheil warnen?«

»Auch das. Aber ich wollte ihnen auch reinen Wein einschenken. Ich wollte sie mit dem Grauen konfrontieren, deshalb habe ich auch Freddys Leiche aufbahren lassen.«

»Und dann?«

Er hob die Schultern. »Alles Weitere hätte sich wohl ergeben, Inspektor.«
»Konkretere Gedanken haben Sie sich darüber nicht gemacht?«
»Nein. Ich bin jemand, der sich fühlt, als hätte man ihn in eine Klammer gesteckt. Ich hätte eine Diskussion abgewartet, ich hätte Meinungen hören wollen, und ich wäre nicht mal überrascht gewesen, den Vorschlag zu erhalten, daß jeder Bewohner seinen Ort verläßt. So lange, bis der Spuk vorbei ist.« Er nickte sich selbst zu. »Ja, wahrscheinlich wäre es darauf hinausgelaufen.«
»Keine schlechte Lösung, den Kampfplatz zu verlassen«, gab ich zu.
Der Lehrer erschrak. »Kampfplatz? Können sie das genauer erklären, Mr. Sinclair?«
»Ja. Auch wenn es kaum begreiflich ist, es wird hier in Fieldham zu einem Kampf zwischen Werwölfen und Vampiren kommen. Und niemand weiß, wer der Sieger sein wird.«
Donovan blieb vor Staunen der Mund offen. »Sie… Sie … meinen, so etwas wie eine Entscheidungsschlacht?«
»Nicht so direkt. Möglicherweise eine von mehreren Schlachten, denke ich.«
Er bekam eine Gänsehaut und schüttelte sich. Natürlich lagen ihm Fragen auf der Zunge, das war menschlich, doch darauf konnten wir keine Rücksicht nehmen. Außerdem warteten bereits die Bewohner auf ihn. Wir hörten etwas von ihrer Unruhe.
»Sie kommen doch sicherlich mit – oder?«
Ich nickte. »Deshalb sind wir hier.«
Dick Donovan atmete tief durch. »Ja, das ist gut. Jetzt geht es mir besser, und auch meine Partnerin wird mehr Vertrauen gewinnen, wenn sie zwei weitere Personen auf unserer Seite weiß. Ich habe mich auf den Rosenkranz verlassen, das war gut, aber es ist viel besser, wenn ich weiß, daß ich Helfer habe.«
»Verlassen Sie sich darauf.«
Auch uns tut es gut, auf einen so verständnisvollen Mann getroffen zu sein. Nicht immer begegnete man uns in fremden Umgebungen so vorurteilsfrei. Oft genug hatte es Ärger und Misstrauen gegeben, was wir auch verstehen konnten.
Bevor ich als letzter das Spritzenhaus betrat, drehte ich mich noch einmal um und schaute zurück in die Nebelfetzen.
Ich zog die Tür nicht ganz hinter mir zu, blieb in ihrer Nähe stehen, weil ich auch hören wollte, wenn draußen etwas passierte.
Suko baute sich an der anderen Seite der Tür auf. Uns waren scheue und misstrauische Blicke zugeworfen worden, aber niemand traute sich, eine Frage zu stellen, zudem waren wir in Begleitung des Lehrers, dem die Menschen hier Respekt zollten.
Der schlichte Sarg mit der Leiche stand in der Mitte. Er war auf

einem Holzgestell aufgebockt worden. Die Bewohner hielten sich in respektvoller Entfernung auf. Sogar die Kinder waren mitgenommen worden, keiner wollte allein im Haus zurückbleiben.

Der Lehrer stellte sich am Kopfende des Sargs auf. Er begann mit seiner knapp gehaltenen Rede und erklärte zunächst unser Vorhandensein. Das machte er sehr geschickt, so daß großes Misstrauen erst gar nicht aufkam. Wir wurden bei den Bewohnern als Helfer dargestellt, was auch den Tatsachen entsprach.

Man schaute uns an, aber man sprach nicht mit uns, und die Menschen schufen Dick Donovan respektvoll Platz, als er auf den Sarg zuging, neben ihm stehen blieb und sich daran machte, den Deckel abzuheben. Er hatte die Menschen während seiner Rede auf einen schrecklichen Anblick vorbereitet. Ob diese Schocktherapie gut oder schlecht war, würde sich in den folgenden Sekunden entscheiden.

Sie war es zunächst nicht.

Nicht alle blieben stumm, als sie den alten Freddy Line sahen. Einige Frauen schrien leise auf, Männer ebenfalls, nicht wenige bekreuzigten sich, und wir drängten uns nun vor, um in die direkte Nähe des Sargs zu gelangen.

Der Lehrer hatte uns nicht belogen. Freddy Line bot einen schrecklichen Anblick. Von seinem Hals war nicht mehr viel zu sehen, dort hatte der übergroße Vampir ganze Arbeit geleistet. Ich mußte daran denken, daß hinter ihm jemand stand wie Dracula II, und der hatte aus seiner Vampirwelt sicherlich nicht die schwächsten Kämpfer geschickt. Dieser hier war sogar mit einem Werwolf fertig geworden.

Letztendlich hatten sich zwei Monster gegenseitig vernichtet.

Die Menschen aus Fieldham erwarteten Erklärungen von ihrem Lehrer, der sich allerdings überfordert fühlte. Er konnte auf die vielen flüsternd gestellten Fragen keine zufriedenstellende Antwort geben. Deshalb warf er uns hilfesuchende Blicke zu.

Wir wollten ihn nicht allein im Regen lassen. Suko war der Meinung, daß ich es versuchen sollte. Man machte mir Platz, als ich auf den Sarg und auch auf den Lehrer zuging. Ich konnte den Toten jetzt besser erkennen. Unter meinen Füßen knirschte es, denn auf dem gefliesten Boden lagen zahlreiche winzige Steine.

Neben Donovan blieb ich stehen, lächelte ihm zu und sagte leise:

»Lassen Sie mich bitte. Das ist jetzt wohl meine Sache.«

»Ich habe es gehofft, Mr. Sinclair.«

Zahlreiche Augenpaare waren auf mich gerichtet. Für einen Moment fühlte ich mich wie ein Festredner auf einer Bühne. Dieses Feeling verschwand rasch. Ich begann meine Erklärungen mit einer vertrauensbildenden Maßnahme, stellte Suko und mich vor und kam auf den Grund zu sprechen, weshalb wir hergekommen waren.

Den Dorfbewohnern machte ich nichts vor, weil ich es als besser

ansah, ihnen reinen Wein einzuschenken. Ich legte ihnen nahe, den Rest des Tages und auch in der Nacht in den Häusern zu bleiben, weil Fieldham zu einem Kampfplatz werden würde. Ich gab ihnen zu verstehen, daß Werwölfe und Vampire existierten und in diesem Fall keine Phantasiegeschöpfe waren, was sie regungslos zur Kenntnis nahmen, auch wenn ich manchen Schauer auf den Gesichtern der Zuhörer entdeckte.

»Der Tod ist schlimm«, erklärte ich, »aber noch schlimmer ist das endlose Sterben, deshalb möchte ich Sie bitten, die Türen und Fenster fest verschlossen zu halten. Kein Vampir darf leicht auf eine Beute treffen. Hat er einmal Ihr Blut getrunken, werden Sie selbst in die ewige Finsternis eingehen und dabei als Blutsauger umherirren, um ihren Durst zu löschen. Wer ein Kreuz besitzt oder auch Knoblauch sollte sich nicht scheuen, beides hervorzuholen. Hängen sie sich die Kreuze um, wenn sie kleiner sind, stellen sie die größeren in die Fenster und hängen Sie auch Knoblauchstauden auf. Versuchen Sie es mit Weihwasser, falls vorhanden. Sie müssen einfach Schutz vor dem Grauen finden.«

Ich sah in ihre Gesichter. Ich entdeckte die Furcht darin, aber ich wußte auch, daß diese Menschen nicht in Panik verfielen und meinen Rat befolgen würden. Sie waren anders als die Stadtbewohner.

Sie hatten gelernt, in ihrem Leben zu kämpfen. Sie hatten sich mit den Widrigkeiten der Natur auseinandergesetzt, und bei manchen von ihnen war der Glaube an übersinnliche Dinge vorhanden. Darum freute mich auch das zustimmende Nicken.

Fragen wurden auch gestellt. So wollte jemand wissen, ob Suko und ich absoluten Schutz garantieren konnten.

Ich war ehrlich bei meiner Antwort. »Nein, einen absoluten Schutz kann ich Ihnen nicht garantieren, aber wir werden unser Bestes tun, das verspreche ich. Seien Sie versichert, daß wir uns mit den Geschöpfen der Nacht auskennen, und wenn Sie alle Regeln befolgen, die ich Ihnen unterbreitet habe, müßten Sie eigentlich das Glück haben, um überleben zu können. Ich möchte Sie jetzt bitten, in ihre Häuser zu gehen, um mit den Vorbereitungen zu beginnen.«

Die Bewohner von Fieldham gehorchten. Einer nach dem anderen verließ das Spritzenhaus, aber vier Personen, abgesehen von der Leiche, blieben noch zurück.

Eine Frau, der Lehrer, Suko und ich.

Noch einmal schaute ich mir Freddy an. Sein Gesicht zeigte nicht die friedliche Ruhe des Todes. Er hatte in den letzten Augenblicken seines Lebens die Urangst oder den Urschrecken erlebt, und dies spiegelte sich auf seinen starren Zügen wider.

Der schiefe Mund stand so weit auf, als hätte Freddy versucht, noch einen Schrei auszustoßen. Die Augen waren verdreht, und auf seinen

Wangen zeichneten sich Blutflecken ab wie makabre Sommersprossen.

Erst als sich der Lehrer neben mir räusperte, drehte ich mich um.

Er hatte zuvor mit Suko gesprochen, nun war ich an der Reihe, und er stellte mir die blasse Frau mit dem blonden Pferdeschwanz als seine Partnerin Sally Pickford vor.

Als ich ihre Hand anfasste, spürte ich auch das Zittern. Sie trug eine dicke Jacke mit ebenfalls dickem Futter, und um ihren Mund herum rann ein Zucken.

»Werden Sie das Grauen tatsächlich stoppen können, Mr. Sinclair?«

»Versprechen kann ich nichts, aber wir können es hoffen.«

»Es wäre gut. Es ist schon zu viel passiert.« Sie suchte nach Worten, bevor sie fragte: »Haben Sie denn schon einen Plan?«

»Noch nicht. Das heißt, es gibt nichts Konkretes, aber wir werden uns schon umschauen, darauf können Sie sich verlassen.«

Sally blickte ihren Freund an. »Wir bleiben aber im Haus – oder?«

»Sicher, Sally, sicher.«

»Und Sie?«

Ich lächelte schmal. »Noch ist die Dunkelheit nicht angebrochen. Mein Freund und ich werden einige Runden durch den Ort drehen. Vielleicht haben wir ja Glück und stoßen auf das eine oder andere Monster. Wenn nicht, werden wir Sie besuchen und den Einbruch der Dunkelheit abwarten. Ich denke, daß es vorher nicht beginnen wird.«

Sally Pickford schauerte zusammen. Suko hatte inzwischen den Sarg verschlossen. Der Lehrer zog seine Frau herum. Sie gingen auf die offenstehende Tür zu.

Ich blieb noch bei Suko. »Du bist doch einverstanden -oder?«

»Und ob.«

»Okay, dann machen wir uns mal auf die Socken. Zwei einsame Marshals, die auf Banditen lauem.« Darüber konnte Suko nicht lachen.

Es kam, wie wir es beide befürchtet hatten. Fieldham lag in absoluter Stille, und keiner von uns entdeckte einen Werwolf oder einen Vampir, der als riesige Fledermaus durch die Luft segelte und mit seinen mächtigen Schwingen den Nebel durchpflügte. Der Nebel aber blieb. Er war wie ein Gast, der sich hineingestohlen hatte und nun nicht mehr verschwinden wollte. Er umarmte, er küßte uns, der ließ keine Lücke aus, er war einfach überall, und er gab dem Bösen ebenso Schutz wie dem Guten.

Fieldham lag eingepackt in eine bedrückende Stille. Es war kaum ein Geräusch zu hören. Fahrbare Untersätze waren abgestellt worden und standen herum wie stumme Zeugen.

Aber die Bewohner waren meinem Rat gefolgt. Sie hatten, wenn möglich, Kreuze in die Fenster gestellt, auch Knoblauch aufgehängt, so daß der Ort jetzt einer Kulisse für einen schaurigen Gruselfilm glich.

Obwohl wir nichts Verdächtiges entdeckten, gingen wir davon aus,

daß das Grauen unterwegs war. Es lauerte im Nebel und wartete zwischen den Häusern, oder es hatte sich im nahen Wald versteckt, um zu beobachten.

Wir aber sahen es leider nicht.

Kein Angriff erfolgte, die Stille blieb, nur unterbrochen von unseren eigenen Tritten. Als wir zum drittenmal die Runde gedreht hatten, schlug ich vor, den Lehrer zu besuchen, wo wir uns aufwärmen und die feuchte Kälte vertreiben konnten.

Suko blickte auf die Uhr.

»Wie spät?« fragte ich.

»Sechzehn Uhr drei.«

»Dann wird es bald dunkel.«

»Das ist ihre Zeit.«

»Aber auch unsere.«

»Wie du meinst.«

Dick Donovan hatte uns noch erklärt, wo wir sein Haus finden konnten, und wir waren überrascht, als wir ihn vor der Haustür im Licht der Außenleuchte sahen, als hätte er auf uns gewartet.

Dem war auch so, wie er uns sagte und sofort seine Frage nachschob. »Haben Sie etwas gesehen?«

»Nein!«

Donovan sah enttäuscht aus. Er sprach auch aus, was er dachte.

»Jetzt halten Sie mich wahrscheinlich für einen Spinner und…«

»Davon kann überhaupt keine Rede sein, Mr. Donovan«, erklärte ich ihm. »Wir kennen die Verhaltensmuster gewisser Schwarzblüter und glauben fest daran, daß sich die Dinge erst entwickeln werden, und die Bestien dann urplötzlich erscheinen.«

Er nickte, deutete auf die nicht geschlossene Haustür und fragte:

»Haben Sie denn noch Zeit für einen Tee?«

Suko lächelte. »Darum wollten wir Sie sogar bitten.«

»Meine Freundin hat ihn frisch aufgebrüht.«

»Dann nichts wie hinein«, sagte ich und lachte, was bei Donovan zu einem Kopfschütteln führte.

»Ich kenne Sie beide ja noch nicht lange, und ich habe trotzdem zu Ihnen Vertrauen gefaßt. Was ich nur nicht fassen kann, ist Ihre Lockerheit.« Er suchte nach Worten. »So wie Sie den Dingen gegenübertreten. Das… das … will mir nicht in den Kopf. Eigentlich müßten Sie damit rechnen, daß Ihnen das gleiche Schicksal erfährt wie Freddy Line.« Mein Lachen war zu einem Lächeln geworden.

»Das müßten wir auch«, gab ich zu.

»Und trotzdem nehmen Sie alles locker.«

»Wissen Sie, Mr. Donovan, in unserem Job kommt es darauf an, was man schon alles erlebt hat. Es ist oft genug bis an die Grenzen gegangen, wir haben viel Schlechtes erlebt, aber wo Schatten ist, da

ist auch Licht. Und dieses Licht versuchen wir zu nutzen.« Er sah uns an, hob die Schultern, nickte dann und ging auf das Haus zu, wo seine Frau in der rustikalen Küche bereits den Tisch gedeckt hatte. In dem Raum gab es ein großes Fenster, was mir zuerst auffiel.

Zum zweiten sah ich auch den- Rosenkranz, den sich Sally Pickford um den Hals gehängt hatte.

»Ein guter Schutz«, sagte ich.

»Ja, das hoffe ich.«

Wir nahmen Platz. Der Tisch war schon vorweihnachtlich gedeckt worden. Neben die Tassen hatte Sally kleine Tannenzweige gelegt, eine dicke, rote Kerze verbreitete ihren Schein, und es hätte gemütlich werden können, wären nicht der Druck und die Erwartung gewesen, die unsichtbar über uns lagen.

Suko lobte den Tee. Es war keine Mache, es klang echt, ich kannte ihn gut genug.

Sally lächelte. Trotzdem war ihr anzusehen, daß sie gedanklich nicht bei der Sache war. Immer wieder spielte sie mit den Perlen des Rosenkranzes, das dabei entstehende leise Klicken war wie eine Melodie, die uns begleitete.

Auch schaute sie immer wieder zum Fenster hin, aber hinter der Scheibe bewegte sich nichts, abgesehen von grauen, trägen Nebelwolken, die immer dunkler wurden.

Zu dieser Jahreszeit begann der Abend schon sehr früh. Meine Nervosität wuchs. Die Unterhaltung wurde oft genug nur in kurzen Sätzen geführt, immer unter einem gewissen Druck.

Als meine Tasse leer war, schaute ich auf die Uhr. Der Lehrer hatte den Blick bemerkt. »Sie wollen gehen?«

»Ich denke, es wird Zeit.«

Der Meinung war auch Suko. Er hatte seinen Stuhl schon zurückgeschoben und erhob sich.

Sally schaute uns an, wollte etwas sagen, als sie aus dem Augenwinkel die Bewegung hinter der Scheibe wahrnahm.

Das war kein Nebel, nein, er konnte sich innerhalb der kurzen Zeit nicht so verdunkelt haben.

Vor der Scheibe schwebte eine riesige Fledermaus, und sie glotzte aus ihren roten Augen in den Raum. Zugleich hörten wir in der Ferne das unheimliche Heulen, und nun wußten wir, daß die Zeit reif war. Wir griffen nach den Jacken, hörten hinter uns die Stimmen der beiden Zurückgebliebenen und standen wenig später vor der Tür, die Berettas gezogen, bereit in den Kampf einzugreifen…

***

Es gab nichts, gegen das wir uns wehren konnten. Die Fledermaus war verschwunden, der Nebel hatte sie verschluckt, und auch das

unheimliche Heulen war verstummt.

Eine schlimme Stille hatte sich über dem Ort ausgebreitet, und sie wurde in unserer Nähe nur durch das Atmen unterbrochen. »Sie sind da«, murmelte Suko. »Sie haben sich uns gezeigt, aber sie haben uns gleichzeitig zum Narren gehalten.«

»Ich weiß nicht, ob wir das so sehen sollten.«

»Wie denn?«

»Laß uns gehen.«

»Wohin?«

»Tiefer hinein in den Ort.«

Suko hatte nichts dagegen. Es erwies sich zudem für uns als Vorteil, daß wir schon einmal in Fieldham unsere Runden gedreht hatten. So kamen wir relativ gut zurecht. Diesmal aber waren wir noch gespannter. Wir wußten, daß die Bestien aus ihren Verstecken hervorgekommen waren und irgendwo lauerten, um auf einen günstigen Zeitpunkt für einen Überfall zu warten.

Aber sie ließen uns in Ruhe. Sie griffen auch keine anderen Menschen an, denn es waren keine Schreie zu hören. Die Stille blieb. Sie war bedrückend und umgab uns wie eine Last.

Ich spürte das Kribbeln auf meinem Rücken, Die Lippen hatte ich zusammen gepreßt. Ich atmete nur durch die Nase. Die Spannung stieg von Sekunde zu Sekunde.

Suko hielt sich hinter mir auf. Er schaute des öfteren zurück, weil wir auch mit einem heimtückischen Angriff rechneten, aber es zeigte noch niemand Interesse.

Nebelwolken drehten sich um uns, lagen über unseren Köpfen, glitten über die schrägen Dächer hinweg, drängten sich in Lücken hinein, wallten über Pfade und Wege, während die Stille urplötzlich von einem dumpfen Heullaut unterbrochen wurde.

Ich schrak zusammen.

Auch Suko blieb stehen.

Das Heulen erreichte unsere Ohren wie der schauerliche Klang einer Sirene, und wir konnten jetzt auch die Richtung feststellen. Von der rechten Seite her hatte es unsere Ohren erreicht, wir gingen davon aus, daß es außerhalb des Ortes geschehen war, denn dort lag eine ideale Gegend für die Bestie.

Dort wuchs der dichte Wald. Dort war die Einsamkeit zu Hause, und ich brauchte mich mit Suko nicht abzusprechen. Wir durchquerten einige Gärten, kletterten über Mauern, stampften durch feuchte Wiesen und hörten über uns ein düsteres Rauschen.

Wer da flog, war uns klar.

Wir blieben stehen, richteten unsere Waffen in die Höhe, aber der Schatten war bereits vorbei. Nur mehr die grauen Wolken bewegten sich leicht zitternd nach.

Ich ließ den rechten Arm sinken, und Suko stieß mich im selben Moment an.
»Da ist Morgana!«
Sie war wieder wie ein Phantom erschienen und zeigte sich im kalten Mondlicht, vor dem die Nebelwolken hertrieben.
Es war für uns schlecht zu schätzen, in welcher Entfernung sich der Kreis aufgebaut hatte, aber das Licht war sehr intensiv, und wir bekamen auch mit, wie sich Morganas Schatten darin bewegte. Wenig später hörten wir in der Nähe das dumpfe Klatschen. Jemand rannte durch den Nebel. Leider zu weit von uns entfernt, um ihn zu erkennen, aber die Richtung war auszumachen, deshalb jagten wir hinter ihm her. Es dauerte nicht lange, bis wir den Schatten sahen.
Er war stehen geblieben, wir hörten sein Geheul, das in den nebligen Himmel stieg, wo eine Fledermaus gelauert hatte.
Blitzschnell stieß sie herab.
Zum erstenmal erlebten wir den Kampf zwischen einem Vampir und einem Werwolf.
Der Blutsauger hatte sich an der Gestalt festgebissen. Wir liefen näher heran, um besser sehen zu können. Suko hatte seine Dämonenpeitsche gezogen und damit einen Kreis über den Boden geschlagen. Die drei Riemen rutschten hervor, die Peitsche war einsatzbereit, und mein Freund wollte nicht mehr länger den Zuschauer spielen.
Der Vampir hatte sich vom Hals des Werwolfs gelöst. Zwischen seinen Krallen hielt er ein Stück Fleisch, aber der Werwolf war noch nicht erledigt, denn er stürmte hinter den entschwindenden Blutsaugern her.
Der hätte eigentlich in den nebligen Himmel steigen müssen, was er nicht schaffte, denn seine linke Schwinge wollte nicht mehr so mitspielen, wie er es gewohnt war. Sie war verletzt und eingerissen.
So wurde sein Flug mehr zu einem Flattern, und auch die Höhe blieb besonders für Suko günstig.
Er bewegte seinen rechten Arm und die Peitsche gleich mit.
Die drei Riemen erwischten den Vampir in der Luft. Sie waren mit einer starken Magie gefüllt, Dämonen der niedrigeren Stufe hatten ihnen nichts entgegenzusetzen.
Treffer!
Ich hörte noch das Aufklatschen, und der schwarze Schatten zuckte in die Höhe, als hätte er es im letzten Augenblick noch geschafft, zuerst den Pranken und danach den Riemen zu entkommen.
Es erwies sich als Trugschluss.
Plötzlich glühte die Fledermaus auf. Zuerst da, wo sie erwischt worden war, denn dort zeichneten sich drei Streifen ab, die dann ineinander liefen und aus der Fledermaus eine durch die Luft

flatternde, glühende Decke wurde, die dann zu Boden sank.
Ich war von diesem Anblick fasziniert gewesen, was der Werwolf auszunutzen versuchte. Er hetzte plötzlich auf mich zu, und auf einmal war er dicht bei mir. Er war sehr groß, die offene Schnauze tauchte dicht vor meinem Gesicht auf. Am Unterkiefer entdeckte ich die Wunde, dort hatte ihn der Vampir erwischt, und die Bestie vor mir war vielleicht auch geschwächt, so daß ich schneller Handeln konnte als sie.
Ich schoß ihr in den Mund!
Die geweihte Silberkugel riß seinen Rachen auf. Sie drang dabei tief in ihn hinein. Die Weiße Magie zerstörte nicht nur ihn, sondern auch die Existenz der Bestie.
Ich hatte mein Kreuz nicht einzusetzen brauchen, das aus Schutz-und Sicherheitsgründen vor meiner Brust hing. Der Schädel des Werwolfs war durch das Silber nicht zerrissen worden, aber er brannte von innen her. Blaues Feuer durchtoste ihn, machte ihn durchsichtig, und ich sah für einen Moment das Knochengefüge – und, da täuschte ich mich bestimmt nicht –, auch sein ehemals menschliches Gesicht.
Es war so, als hätte ich einen Schlag bekommen, denn an dieses Gesicht erinnerte ich mich. Ich hatte es im Krankenhaus gesehen, als der Verletzte in seinem Bett gelegen hatte. Im nächsten Augenblick zerfiel der Kopf nach innen hin, er zerknackte, wurde zu Staub. Die Gestalt lag so plötzlich auf dem Boden, als hätte ich ihr die Beine weggeschlagen, und das blaue Feuer breitete sich auch in seinem Innern aus, um die gesamte Gestalt zu zerstören.
Ich schaute dem Vorgang zu. Erst Sukos Schlag auf meine Schulter riß mich aus meinen Gedanken. Ich zuckte zusammen und drehte den Kopf. »Schlaf nicht ein, John.«
»Ja, du hast recht. Aber ich dachte daran, daß ich diesen Werwolf einmal als Menschen gesehen habe. Weißt du, das Gefühl und das Wissen kann ich nicht so leicht abschütteln.«
»Verstehe ich, John, dennoch müssen wir weitermachen.«
Die »Musik« spielt weiter vor uns. Dort stand noch immer der helle Kreis im Nebel, umwallt von dünnen Dunst, der die Ränder zerfasern ließ, aber im Innern eine ungewöhnliche Klarheit zurücklief.
Morgana hatte ihren Schutz noch nicht verlassen. Sie schaute dem Kampf zwischen Vampiren und Werwölfen zu. Daß sich die Bestien dort bekämpften, bekamen wir mit. Die Fledermäuse hatten es besser. Sie konnten aus der Luft angreifen, und es waren nicht nur zwei oder drei, sondern einige mehr. Der Nebel über dem Kampfplatz wurde dabei von den Schwingen durcheinandergewirbelt.
Wir wollten ebenfalls mit dabei sein, waren aber noch zu weit vom eigentlichen Schauplatz entfernt. Zudem befanden wir uns auf einem Gelände, das für ein schnelles Laufen nicht eben geeignet wäre.

Noch immer befanden wir uns auf einer tiefen Wiese und hatten zudem das Pech, einen schmalen Graben nicht rechtzeitig genug zu sehen, so daß wir beide hineinrutschten und plötzlich Wasser in unsere Schuhe rann. Wir fluchten beide über das Ungeschick, kletterten an der anderen Seite wieder hoch, mußten uns über einen Drahtzaun schwingen, um auf einer freien Fläche weiterzulaufen, die allerdings im Hintergrund durch einen dichten Schatten abgeschirmt wurde, wahrscheinlich ein Waldstück, das die Grenze der Wiese bildete.

Auf ihr und noch vor dem Wald stand der helle Kreis. Wie gezeichnet sah er aus, umflort vom grauen Dunst, wolkig und streifig zugleich, eine wie in die Luft gezeichnete Gaze, als sollte der brutale Kampf für menschliche Augen bewußt verzerrt werden.

Und verzerrt war auch unsere Perspektive. Wir sahen die Gestalten der Werwölfe herumwirbeln. Mit vollem Einsatz versuchten sie, die Vampire zu fangen.

Aber die waren gewitzt. Immer wieder wichen sie den zupackenden Klauen aus, drehten sich schraubenartig in die Nebelwolken hinein und fielen dann in schrägen Bahnen nach unten, als Ziele die Körper der Werwölfe vor Augen.

Ich lief schneller, was Suko nicht paßte. Er zerrte mich zurück, dabei wäre ich beinahe noch ausgeglitten. »Was hast du vor, verdammt?«

Ich drehte den Kopf nach rechts. »Ich will zu Morgana!«

»Was?«

»In den Kreis!«

»Und dann?«

»Ich will sie haben!«

»John, du bist verrückt. Du kommst nicht gegen sie an. Sie steht unter dem Schutz des Götterwolfs. Wenn er merkt, daß sich seine Morgana Layton in Gefahr befindet, wirst du vernichtet.«

»Ich habe das Kreuz!« hielt ich ihm entgegen. »Außerdem ist sie durch den Kampf abgelenkt!«

»Okay!« Er hatte das Wort zischend ausgestoßen. Ich kannte Suko und wußte, daß er mit dieser Antwort keineswegs zufrieden war.

Für mich durfte es kein Halten mehr geben. Selten hatte ich die Chance so greifbar nahe bekommen, Morgana zu vernichten. Außerdem war ich nicht allein. Suko würde mir mit seiner Peitsche und der Beretta Rückendeckung geben.

Ein Luftstrom wischte über mein Haar hinweg. Abgegeben von den Schwingen eines Vampirs, der verdammt dicht in meine Nähe gekommen war. So dicht, daß er sich noch drehen und abermals nach mir schlagen konnte. Plötzlich sah ich auch sein dreieckiges Gesicht, das fast nur aus Maul und kleinen, roten Augen bestand. Er wollte sich auf mich stürzen, denn Menschenblut war ihm am liebsten.

Ob mich das Kreuz gut genug schützte, wußte ich nicht. Es gelang mir auch noch nicht, die Beretta schnell genug in die Höhe zu reißen, aber ich hatte Glück, denn plötzlich fegte ein gewaltiger Heulton durch meine Ohren. Abgegeben von einem Werwolf, der blitzartig hinter dem Vampir aufgetaucht war und zugegriffen hatte.

Seine Krallen bohrten sich in die Haut der Fledermaus hinein. Sie waren wie harte Messer, die darin feststeckten. Da konnte der Vampir flattern, wie er wollte, er kam nicht frei, die Kraft des Werwolfs war einfach zu stark, und er zerrte die Bestie von mir weg.

Heulen, schreien, das wilde Flattern der Schwingen, das so etwas wie den Beginn eines Todeskampfes darstellte. Die fellbesetzte Bestie wirbelte den Vampir herum, wobei sie sich auf der Stelle drehte.

Der Nebel bekam Löcher. Er wurde brutal zerstört, mich umschwirrten plötzlich graue Fetzen, die sich an mir festklammerten, sich dann wieder lösten, davon flatterten, aber auch der Werwolf geriet außer Kontrolle. Er hatte den Blutsauger mit sich gerissen, und seine Pranken wanderten an der ledrigen Gestalt der Fledermaus hoch, bis sie dorthin gelangten, wo er nach dem Schädel greifen konnte.

Der Nebel war nicht so dicht, als daß ich nicht gesehen hätte, wie der Schädel des Blutsaugers zerknackt wurde. Es war ein Griff mit der Pranke, deren Spitzen sich vorn in das Gesicht und auch in die Glutaugen hineinbohrten.

Ich hörte das Knirschen, als die kleinen Knochengerüste zerbrachen. Mit der anderen Pranke riß die Bestie an der linken Schwinge, und sie schaffte es tatsächlich, sie zu zerfetzen. Hinter mir peitschte ein Schuss.

Ich drehte mich um.

Eine torkelnde Gestalt bewegte sich durch den Nebel. Sie hatte Mühe, die Beine vom Boden abzuheben, sie schleifte durch das Gras, sie hieb auch mit den Fußkrallen in den weichen Untergrund.

Es lösten sich kleine Klumpen, die zur Seite wegflogen, und der Werwolf flammte plötzlich in der Mitte des Körpers auf, wo ihn das geweihte Silber erwischt hatte. Diesmal jagten die Flammen in Richtung Kopf, aber das sah ich nicht mehr, denn ich hatte meinen ursprünglichen Plan nicht vergessen. Ich wollte Morgana Layton, die nach wie vor in ihrem hellen Schutzschirm stand und nicht daran dachte, ihn zu verlassen.

Der Werwolf vor mir hatte den Blutsauger mittlerweile zerrissen.

Nur konnte er sich an diesem Erfolg nicht lange erfreuen. Er hatte im Rücken keine Augen, und schräg hinter ihm schoß aus dem Nebel die nächste Fledermaus hervor. So schnell, daß der Werwolf nicht mehr dazu kam, eine Abwehrbewegung zu machen.

Die Zähne des Blutsaugers hackten in das Fell und damit auch in das Fleisch seines Halses, wo sie sich brutal festbissen und den Zweibeiner

nach hinten zerrten. Der Werwolf versuchte alles. Er riß seine Arme in die Höhe, wollte über den Kopf fassen und dort den Vampir zu fassen bekommen, doch es gelang ihm nicht. Diese riesige Fledermaus bewegte sich einfach zu schnell. Ihre Schwingen zuckten auf und nieder, zudem hatte sie sich im Hals festgebissen und saugte den Körper blutleer. Der Werwolf kippte zu Boden, meine Bahn war frei. Ich lief einige Schritte nach vorn, ohne angegriffen zu werden, angespornt von Sukos Stimme, der mir versprach, mir den Rücken zu decken.

Ich kam gut voran, und mich störte auch der weiche Boden nicht mehr, an den ich mich gewöhnt hatte.

Wichtig war der Kreis mit dem kalten Mondlicht!

In den folgenden Sekunden vergaß ich die reale Gefahr um mich herum und konzentrierte mich einzig und allein auf Morgana Layton, die ebenfalls nur den Posten einer Beobachterin eingenommen hatte. Sie schaute aus ihren kalten Augen zu, und sie würde erkennen müssen, daß der Kampf bisher unentschieden stand und noch nichts darauf hinwies, welche Sieger es geben würde.

Sie sah mich?

Sie mußte mich einfach sehen, denn ich war relativ nahe an den hellen Kreis herangekommen. Da störte auch der Nebel nicht mehr.

Noch wenige Schritte trennten mich. Ich hörte meinen schnellen, keuchenden Atem, ich sah ihn vor meinem Mund kondensieren und hörte auch über und neben mir das Flappen der Schwingen.

Egal, Morgana war wichtiger.

Das wußte ich, das wußte sie.

Und zum erstenmal nach meiner Entdeckung reagierte sie auch.

Morgana bewegte sich in dem Kreis. Es sah so aus, als würde das Licht aufflammen und wieder zusammensinken. Es bildeten sich Schatten, aber nur, weil sie ihren Schutz verlassen hatte und ins Freie getreten war.

Ich hielt an.

Wir standen uns gegenüber.

»Ich habe dich gewarnt, Sinclair! Du bist gekommen, um uns zu stören. Es ist ein Kampf, der nur uns etwas angeht – oder Mallmann und mich. Aber Dracula II wird nicht gewinnen, du wirst es ebenfalls nicht, Sinclair, denn du hast dich nicht auf meinen Rat verlassen!« Sie drehte sich zur Seite, griff hinter sich, und plötzlich zerrte sie hinter ihrem Rücken ein Schwert hervor, während gleichzeitig innerhalb des noch größer werdenden Kreises ein immenser Schatten erschien.

Kein Mensch, sondern der Umriß eines gewaltigen Wolfes, und ich wußte auch, wer dort seine Dimension oder sein Reich verlassen hatte.

Fenris!

Ich riß die Beretta hoch, mein Kreuz schimmerte vor der Brust.

Hinter mir tobte eine Hölle, als sich Vampire und Werwölfe befehdeten, doch ich kam weder zu einem Schuss, noch dazu, die Formel zu rufen, denn Morganas Schwert zuckte vor.

Die Spitze war auf meine Brust oder auf meinen Kopf gezielt. So genau konnte ich es nicht erkennen. Ich reagierte wie jeder Mensch, zuckte zurück, um mich zu schützen, als ich das Blitzen der Klinge dicht vor meinem Gesicht sah.

Nicht weit genug.

Der Schmerz war böse. Plötzlich blutete meine Unterlippe, mein Kinn ebenfalls. An beiden Stellen hatte mich die Spitze der Schwertklinge erwischt.

Ich fiel zu Boden, weil ich auf einer glatten Stelle ausrutschte. Das Blut floss aus den Wunden, aber meine Augen waren klar, trotz des mich behindernden Nebels.

Vor mir stand Morgana.

Und sie hob ihr Schwert an. Ich sah ihr menschliches Gesicht in seiner kalten Schönheit, und ich sah ihr Fell, das bei den Brüsten beginnend, ihren Körper bedeckte.

Für einen Moment erinnerte sie mich an Lupina, doch dieser Gedanke verging mir, als sie das Schwert kantete und die Spitze direkt auf meinen Körper wies.

Wenn sie es fallen ließ, würde sie mich mit dieser Waffe am Boden festnageln können.

Ich konnte nicht schießen, denn ich hatte beim Fall die Beretta verloren. Sie war mir aus der Hand gerutscht.

Ich konnte auch kaum sprechen, denn das Blut rann noch immer aus meiner Unterlippe hervor.

Aber ich sah ihr kaltes Lächeln.

Was konnte mich noch retten?

Oft frustriert, immer wieder unter Rückschlägen leidend, so hatte Suko Teile seines Berufs gesehen. Wie oft war es der anderen Seite gelungen, den Spieß umzudrehen, so daß einzig uns Teilsiege blieben.

An diesem Abend jedoch hatte Suko das Gefühl, wirklich der lachende Dritte zu sein. Werwölfe und Vampire bekämpften sich gegenseitig. Sie versuchten, sich zu vernichten, sie waren von ihren Führern darauf programmiert worden, die andere Seite zu vernichten, und sie kannten keine Aufgabe. Bis in den Tod hinein würden sie kämpfen, untergehen oder siegen, so hieß ihre Parole.

Keiner wollte nachgeben.

Die Werwölfe ebenso wenig wie die Vampire.

Die Blutsauger bissen sich fest. Sie ließen auch nicht los, wenn sich die scharfen Krallen der Wölfe in ihre ledrigen Häute bohrten. Es ging bis zum allerletzten weiter, und da beide stark waren, konnte es keinen Sieger geben, wie Suko vermutete.

Er hatte einen Werwolf durch einen schnellen Schuss erledigt, bevor die Bestie über John hätte herfallen können. Aber Suko hatte auch Angst um seinen Freund, denn er wußte genau, daß mit einer Morgana Layton nicht zu spaßen war.

Während sich der Herr der Vampire, Dracula II, nicht zeigte, wollte Morgana eingreifen. Das schützende Licht war für sie nicht mehr interessant, sie bewegte sich kurz, dann verließ sie es und trat aus dem Kreis hervor wie aus einem Fenster.

Suko war so nahe, daß er sie genau beobachten konnte. Er sah das Schwert, er sah auch seinen Freund John Sinclair, der es ja darauf angelegt hatte, ihr gegenüberzustehen und endlich für freie Bahn zu sorgen.

Es kam anders.

Plötzlich schlug Morgana zu.

Zu schnell für John.

Er wich zwar noch aus, aber der Boden war einfach zu glatt. Ein Bein wurde ihm weggerissen, er verlor das Gleichgewicht, fiel zu Boden, und das war genau der Triumph, auf den Morgana Layton gewartet hatte.

Sie hatte zuvor noch mit John Sinclair gesprochen, die Zeit des Redens aber war vorbei: Sie wollte handeln.

Und das hieß Tod!

Suko sah es glasklar. Die Arme der Person waren in die Höhe gerissen, das Schwert wies nach unten, die Spitze würde John durchbohren.

Es gab keine Chance mehr für ihn, sich aus eigener Kraft zu befreien. Aber es gab einen Mann, einen Freund namens Suko, und der hatte versprochen, ihm den Rücken zu decken.

Seine Waffe war der Stab.

Fünf Sekunden Galgenfrist für John.

Diese Zeit würde er nutzen. Das Rendezvous der Bestien sollte nicht mit dem Tod des Geister Jägers enden.

Deshalb berührte Suko den Stab und hatte damit die erste Stufe der magischen Entladung aktiviert.

Die zweite Stufe folgte sofort.

Er rief nur ein Wort. »Topar!«

Und damit änderte sich einiges, nicht alles. Aber was sich änderte, mußte reichen.

Morgana Layton gehörte zwar zu den dämonischen Geschöpfen, aber einige ihrer Reaktionen fielen doch sehr menschlich aus, so war sie auch in der Lage, ebenso wie die Menschen, genau zu hören, was um sie herum vorging.

Wie auch das Wort Topar!

Vielleicht hätte sie das kalte Licht des Mondes geschützt, doch sie

hatte den Kreis verlassen, war nun auf sich allein gestellt, und sie wollte ihren Feind auch allein töten.

Da hörte sie das Wort – und erstarrte!

Kein Wimpernschlag an ihren Augen, kein Muskel zuckte in ihrem Gesicht. Sie konnte sich nicht rühren, sie blieb stehen, als wäre sie ein Denkmal und mit dem Erdboden verwachsen.

Aber nicht nur sie war wie zu Stein geworden, auch John Sinclair rührte sich nicht, er lag auf dem Rücken, über ihm schwebte die Spitze des Schwerts, und was die Werwölfe und die Vampire anging, so wußte Suko nicht Bescheid.

Ihm ging es um seinen Freund.

Fünf Sekunden blieben ihm. In dieser Zeitspanne konnte er als Träger des Stabs handeln, aber er durfte keinen Gegner töten, nur außer Gefecht setzen. Das hatte er natürlich mit Morgana Layton vor, sah aber gleichzeitig ein, daß die Zeitspanne zu kurz war, so daß er sich in diesen verbleibenden Sekunden um John, der wichtiger war, kümmern mußte.

Er legte die Distanz zu seinem Freund mit wenigen langen Schritten zurück. Schon während des Laufs hatte er sich gebückt. Nun tauchte er dem Boden entgegen. Mit beiden Händen griff er zu, umklammerte Johns Schultern und wuchtete seinen Freund in die Höhe, bevor er ihn, steif wie ein Brett, zur Seite schleuderte, und John an einer anderen Stelle auf den Rücken fiel, wo das Gras ebenfalls dicht wuchs.

Jetzt stand ein anderer Morgana Layton gegenüber. Und gleichzeitig war die Zeit vorbei.

Morgana bewegte sich wieder. Sie hatte vorgehabt, den Geisterjäger am Boden durch ihre Schwertklinge festzunageln, und sie hatte den Griff ihrer Hände schon ein wenig gelockert, damit die Klinge nach unten fallen konnte. Da aber hatte sie der Ruf erwischt, die Klinge war nicht gefallen, doch die Bewegung setzte sich jetzt fort, denn die Zeitspanne war vorbei.

Das Schwert raste dem Boden entgegen – und hinein!

Das schwere Gewicht trieb die Klinge tatsächlich zu einem Drittel in die feuchte Erde. Morgana, die damit gerechnet hatte, Blut spritzen zu sehen, riß die Augen weit auf. Sie konnte plötzlich nicht fassen, was da passiert war.

Kein Sinclair mehr.

Dafür Suko. »Hier bin ich!« rief er.

Sie schaute nach vorn, und sie sah, wie Suko mit der Beretta auf sie zielte. Er konnte die Peitsche nicht einsetzen, weil er noch zu weit von ihr entfernt war, so mußte er es mit einer Kugel versuchen.

Hinter der Wölfin stand das Licht.

Plötzlich bewegte es sich!

Es war mit den Augen kaum zu verfolgen. Der Vorgang schien sich

auf einer vierdimensionalen Ebene abzuspielen, denn als Suko abdrückte, da war Morgana Layton wieder von diesem hellen Kreis umgeben, mit dem Götterwolf als Schutz im Hintergrund, dessen Schatten auf den Körper der Wölfin fiel und ihn schützte.

Niemand hielt die Silberkugel auf, bis sie den Rand des Lichtkreises erreichte.

Und dort glühte sie plötzlich in einem silbrigen Feuerwerk. Vor Sukos Augen zerstäubte sie, so daß nicht mal winzige Teile die Wölfin erreichten.

Er hörte ihren wütenden Schrei.

Und er hörte das schreckliche Heulen des Wolfschattens, der seine Ohren umtoste.

Fenris brüllte, Fenris schützte sich, und Fenris zog sich gemeinsam mit der Wölfin zurück.

Es war kein Laut zu hören. Es war auch nicht zu sehen, daß der abgebildete Kreis den Boden berührte, denn beim Zurückweichen wurde kein Grashalm geknickt. Die kleine, magische Zone entglitt Sukos Kontrolle, aber Morgana meldete sich noch einmal.

»Das war nicht alles!« hörte er ihre schrille Stimme. »Das war bestimmt nicht alles, wir sehen uns wieder…«

»Ich glaube auch«, flüsterte Suko. Als er hinter sich das Stöhnen hörte, da wußte er, daß John einigermaßen auf dem Damm war.

Aber auch nur einigermaßen, denn ich hatte mich in die Höhe geschoben und war auf dem feuchten Boden hocken geblieben. Eine dicke, blutige Unterlippe behinderte mich beim Sprechen. Der feuchte, klebrige Saft rann auch an meinem Kinn entlang, wo sich die zweite Wunde befand, denn die Klinge dort hatte die Haut aufgeschlitzt. In mein Hemd war das Blut gesickert, aber es sah alles schlimmer aus, als es in Wirklichkeit war. Suko kam zu mir und streckte mir seinen Arm entgegen.

Ich faßte nach seiner Hand und ließ mich in die Höhe ziehen. Mein Grinsen klebte verzerrt um die Lippen, ich wollte etwas sagen und brachte nur mühsam und undeutlich das Wort »Danke« hervor. Als ich stand, reichte mir Suko ein Taschentuch, mit dem ich das Kinn und auch die Lippen abtupfte.

Immer wenn ich an die Zentren der Wunde geriet, zuckte ich unter den Schmerzen zusammen. Aber ich war nicht außer Gefecht gesetzt, und wenn ich den Mund etwas schief hielt, konnte ich auch sprechen.

»Sie ist weg?«

»Ja, John. Das Licht auch. Es hat sie beschützt. Fenris hat sie nicht geopfert.«

»Das war anzunehmen.« Ich drehte den Kopf, weil ich sehen wollte, was mit den Werwolf en und Vampiren geschehen war, die sich hier auf der Lichtung zum Kampf getroffen hatten.

Okay, sie waren noch da, aber nicht mehr so, wie ich und Suko sie erlebt hatten.

Wir sahen sie auf dem Boden liegen, als wären sie tief ins Gras abgetaucht. Es waren keine normalen Körper mehr, die von den Nebelschleiern umweht wurden. Vampire und Werwölfe hatten sich gegenseitig zerrissen und sich letztendlich auch gegenseitig umgebracht. Leblose Wesen, Reste nur mehr, an manchen Stellen naß vom eigenen Blut. Hin und wieder sahen wir ein Zucken, das durch einen eingerissenen oder zerrissenen Flügel lief, aber dieses Zucken hatte nichts zu bedeuten. Es war nicht mehr als ein Reflex.

»Und wer hat jetzt gewonnen?« fragte ich, obwohl ich die Antwort schon wußte.

»Keiner. Weder Mallmann noch Morgana. Es war der erste Versuch, denke ich.«

»Das glaube ich auch. Ein Abtasten, dann Gewalt gegen Gewalt. Ich denke mir, daß beide Seiten beim nächsten mal raffinierter vorgehen werden.« Dann hob ich die Schultern. Zuviel wollte ich mit meiner dicken und schmerzenden Lippe auch nicht sprechen. »Im Prinzip können wir zufrieden sein, und besonders die Menschen hier in Fieldham.«

»Du sagst es, John.«

Ich wollte nicht mehr länger am Ort des Geschehens bleiben. »Laß uns gehen, Suko, denn ich kenne jemand, der auf eine derartige Nachricht bestimmt zitternd wartet…«

Damit hatte ich recht gehabt, denn als wir zum Haus des Lehrers zurückkehrten, da hatte es Dick Donovan wieder nicht in seinen vier Wänden gehalten. Er stand vor der Tür, er sah uns aus dem Nebel wie zwei Geister auftauchen, traute sich aber nicht, uns entgegenzulaufen. Da ich ein Taschentuch gegen meine schmerzende Lippe hielt, bat ich meinen Freund Suko, das Reden zu übernehmen.

Die erste Frage aber stellte der Lehrer. Es klang mehr wie ein erleichterter Schrei. »Sie leben?«

»Ja, warum nicht?«

»Aber ich dachte…«

Suko lachte ihn an. »Außer einigen Schrammen ist uns nichts passiert. Sie brauchen sich keine Gedanken mehr um Werwölfe und Vampire zu machen. Die Zeit der Bestien ist vorbei.«

Er konnte nicht sprechen. Er reagierte anders. Der Lehrer schämte sich seiner Tränen nicht, was ihn uns so menschlich und auch sympathisch machte.

Vor uns betrat er das Haus, und einen Jubelschrei konnte er nicht unterdrücken.

Der war ihm auch zu gönnen…

ENDE des Zweiteilers